

ERKENNTNISTHEORIE

VON

HERMANN SCHÜLING

GIESSEN

1979

BEI DER VERANLASSUNG

Druck: Foto-Druck-Lenz, 6300 Gießen, Telefon 0641/77449

	Seite
Einleitung	1
I . Die biologischen Schranken des menschlichen Wahr- nehmens und Vorstellens	2
II . Die Akte der Entgrenzung der natürlichen Auffassungs- schränken (Aufsuchen, Optisches Heranziehen von Gegen- ständen, Untersuchen, Abhebendes, zergliedern- des Untersuchen, Beobachten, Fixieren von Momenten aus Veränderungen und Entwicklungen, Sprechen als Entgrenzung der Subjektimmanenz des individuellen Erlebens, Schreiben)	13
III . Vorsprachliches Weltinnewerden	25
IV . Die vorsprachlichen Formen der Lautäußerung	28
V . Gleichartige Bezeichnung des Ähnlichen und Gleichen	31
VI . Die Natur des Allgemeinen	37
VII . Die Bedeutung der Wörter als Verwendungsgewohnheit ...	42
VIII . Konventionalisierung der Bedeutung	47
IX . Das "Problem" des unanschaulichen Denkens	48
X . Wortbildung durch Lautnachahmung	50
XI . Wortbildung durch Wortübernahme	57
XII . Sprachliche Bezeichnung des real Selbständigen	59
XIII . Sprachliche Bezeichnung des real selbständigen Individuellen durch Eigennamen	62
XIV . Sprachliche Bezeichnung des real Unselbständigen (der Akzidenzien)	64
XV . Erfassen von Veränderungen	66
XVI . Erfassen von Eigenschaften	67
XVII . Aufzählen	69
XVIII . Zählen	72
XIX . Rechnen (Addieren, Multiplizieren, Subtrahieren, Dividieren)	77
XX . Erfassen von Beziehungen	79
XXI . Lokalisieren	81
XXII . Erfassen zeitlicher Beziehungen (Temporalisieren)	84
XXIII . Erfassen der Ursache-Wirkung-Beziehung	88

	Seite
XXIV . Erfassen der Mittel-Zweck-Beziehung	99
XXV . Erfassen sozialer Beziehungen	103
XXVI . Erfassen der Beziehung des Gleichen bzw. Ähnlichen nach Vergleich	104
XXVII . Erfassen eines Unterschiedes nach Vergleich	112
a. Erfassen einer Eigenschaft nach verstecktem Vergleich	113
b. Erfassen eines Unterschiedes nach ausdrück- lichem Vergleich	115
XXVIII . Messen	117
XXIX . Die bevorzugte Betrachtung und Setzung der durch Gleichheit definierten Gestalten	122
XXX . Die "Idealität" der geometrischen Formen	125
XXXI . Erfassen der Beziehungen realen Sich-Verhaltens von Gegenständen zu anderen Gegenständen	128
XXXI b . Erfassen der Beziehung des Zugehörigseins	132
XXXII . Bilden abstrakter Namen (logische Verselbständigung des realen Unselbständigen)	134
XXXIII . Verneinen	138
XXXIV . Arten der sprachlichen Äußerung nach den Motiven und Zwecken der Äußerung (Befehlen, Behaupten, Vermuten, Fragen)	142
XXXV . Behauptungen über ein Einzelnes (das benennende, bestimmende, beschreibende Behaupten und die Existenzbehauptung)	154
XXXVI . Verallgemeinerndes Behaupten (Generalisieren)	160
XXXVII . Folgern	167
XXXVIII . Exkurs über die Spekulation	172
XXXIX . Beweisen	175
XL . Deuten	179
XLI . Das prognostische Denken	189
XLII . Erklären	197
XLIII . Verstehen	200
XLIV . Lesen	206

	Seite
XLV . Das wissenschaftliche Denken	210
a. Objektivität	210
b. Exaktheit	214
c. Eindeutigkeit	218
d. Nachprüfbarkeit	219
XLVI . Statistisches Verfahren	222
XLVII . Quantitatives Experimentieren	227
XLVIII . Definieren	233
XLIX . Kürzen der sprachlichen Mitteilungsmittel	235
L . Ab- und Nachbilden von Gestalten und Strukturen	240
LI . Ordnetendes Zusammenstellen von Erkenntnissen	245
LII . Das dialektische Denken	250
LIII . Wissen	257
LIV . Intuition und diskursives Denken	260
LV . Glauben	262
Die Geschichtlichkeit aller Verfahren des Erfassens	268
 2. Teil	
LVI . Wahrheit	272
LVII . Kritik der Annahme von ewigen Wahrheiten	280
LVIII . Irrtum	284
LIX . Täuschungen	292
LX . Irrtum, bedingt durch den Schein der Sprache	295
LXI a . Hypostasierung von Seiendem	295
LXI b . Hypostasierung von Eigenschaften	297
LXII . Irrtum, bedingt durch den Trieb der Angleichung	300
LXIII . Exkurs: Das Problem der Existenz der außerbewußten Wirklichkeit	302
LXIV . Frage nach der Objektivität von Unterschieden in der realen Außenwelt	307

	Seite
LXV . Frage nach der Objektivität der Raumwahrnehmung.....	308
LXVI der Gestaltwahrnehmung.....	320
LXVII der Beziehungen.....	326
LXVIII. ... von Meßergebnissen.....	327
LXIX der Bestimmung diskreter Größen durch Zahlen	329
LXX der Gefühle	330
LXXI . Ist Erkennen ein Formen?	331
LXXII . Ist Erkennen Widerspiegelung?	334
LXXIII. Ist Erkennen ein Setzen oder Entdecken, Finden?	335
LXXIV. Vom Fortschritt der Erkenntnis (Falsifizieren - Ergänzen, Präzisieren, Einschränken)	338
LXXV . Die Grenzen des Erkennens.....	342
a. Die Unerreichbarkeit vollständiger Beschreibung des Einzelnen	344
b. Die Unerreichbarkeit absoluter Genauigkeit im Messen	346
c. Die Nicht-Verifizierbarkeit allgemeiner Aussagen über offene Klassen	347
LXXVI. Die Unerkennbarkeit des Was der letzten Elementar- erscheinungen	348

Ziel der vorliegenden Abhandlung ist es, die Verhaltensweisen zu analysieren, mit denen der Mensch versucht hat und versucht, Erkenntnis und Wahrheit zu erzielen. Es sind Tätigkeiten wie Untersuchen, Beobachten, sprachliches Bezeichnen, Zählen, Messen, Experimentieren u. a., die wir im folgenden als theoretische Verhaltensweisen bezeichnen wollen.

Die Analysen haben wegen der Natur ihres Gegenstandes mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Mentale Prozesse, als Kern der theoretischen Verhaltensweisen, entziehen sich der äußeren sinnlichen Wahrnehmung, sie sind psychische, unmittelbar nur dem Subjekt gegebene innere Vorgänge, nur dem Subjekt präsent.

Da Objekt der Untersuchung nur das Subjekt der Untersuchung selbst sein kann und eine Aufspaltung des Bewußtseins in ein denkendes Subjekt, das zugleich gedachtes Objekt ist, unmöglich ist, können die mentalen Prozesse nur im Nachhinein beobachtet werden.

Ferner besitzen die theoretischen Akte als zeitliche Vorgänge momenthafte Existenz. Dazu sind sie durch häufige, zunächst reflektierte, später unbewußte Wiederholung so eingeübt worden, daß sie äußerst schnell ablaufen und die einzelnen Aktschritte kaum noch unterschieden werden können.

Schließlich sind zahlreiche Aktr e s u l t a t e, die ursprünglich durch Arbeit des Beziehens, Vergleichens, Unterscheidens usw. gewonnen wurden, so sehr dem Gedächtnis eingeprägt, daß sie sehr leicht, oft sogar ungewollt sich einstellen und der Eindruck entsteht, es werde Gegebenes angeschaut und Gehalte seien instantan in der Intuition gegeben. (Das zu Anfang nicht mühelos gewonnene Resultat der Operation $5 \text{ mal } 12 (=60)$ ergibt sich zuletzt ohne Denktivität.) Aktr e s u l t a t e sind Wissen geworden, das man nicht mehr durch Akte gewinnt, sondern assoziativ.

Diese Natur theoretischer Akte erklärt, daß Theorien des "Geistes" und der "Vernunft" den Blick vor allem auf die Resultate fixierten und den Aktcharakter einzelner theoretischer Verhaltensweisen über-

sahen. Diesen gilt es im folgenden vor allem freizulegen.

Er zeigt sich besonders deutlich, wenn die biologischen Schranken des Wahrnehmens und Vorstellens, die den auf Erkenntnis und Verständigung bedachten Willen sowohl vor der Menschwerdung als auch individualgenetisch und aktualgenetisch behindern, gesehen werden. Sie lassen "geistiges" Verhalten als zweckmäßige Reaktion und als Überwindung der ursprünglichen Schranken verstehen. Sie tragen auch den genetischen Aspekt in die Untersuchung, ohne den eine adäquate Analyse des theoretischen Verhaltens, das immer geschichtlich ist, ausgeschlossen bleibt. Damit ist jedoch keine historische Darstellung der einzelnen Verhaltensmodi beabsichtigt, zumal für deren einfachste Formen kaum Zeiträume und Orte ihrer Entstehung und Entwicklung ermittelt werden können. Es sollen die Verhaltensmodi vielmehr systematisch analysiert und inventarisiert werden. Die genetische Betrachtungsweise beschränkt sich darauf, den Zweck der Erfassensmodi heraustreten zu lassen, nach ihrer Natur ursprünglichere Verhaltensformen am Anfang darzustellen und komplexere Formen wenn möglich als Kombinationen der ursprünglichen, also als notwendig spätere Entwicklungsstufen zu begreifen.

Um zu einer möglichst differenzierten und umfassenden Beschreibung zu gelangen, waren alle Bereiche in die Untersuchung einzubeziehen, in denen sich theoretisches Verhalten, sei es unmittelbar, sei es mittelbar zeigt: Wahrnehmen, Vorstellen, die Sprache in ihren verschiedenen Kategorien, vorwissenschaftliches Denken und die wissenschaftlichen Methoden.

1. Die biologischen Schranken des menschlichen Wahrnehmens und Vorstellens

1

Die biologischen Grenzen des menschlichen Wahrnehmens und Vorstellens, die von der empirischen Psychologie in anderem Zusammenhang wiederholt aufgezeigt wurden, aber in der Erkenntnistheorie

bisher keine konsequente Berücksichtigung fanden, kennzeichnen das menschliche Bewußtsein als in radikaler Weise und allseitig beschränkten intellectus finitus.

2

Die Leibgebundenheit des Wahrnehmens und Vorstellens. Menschliches Wahrnehmen und Vorstellen setzen ein körperliches Substrat, den Leib, voraus, dessen Organisation (Rezeptoren, Nervenbahnen, Gehirn) ihre unerläßliche Grundlage bildet. Beschädigungen der leiblichen Organisation führen in der Regel zu entsprechenden Defekten im Wahrnehmen und Vorstellen.

3

Die Standpunktgebundenheit des Wahrnehmens. Jedes Wahrnehmen erfolgt an der Raumstelle, die der Leib einnimmt. Die Wahrnehmbarkeit der Objekte, wenn wir von deren Ausweitung durch die Nachrichtentechnik absehen, bemißt sich nach ihrer Entfernung von dieser Stelle. Wahrnehmungen von anderen Raumstellen aus sind nur nach Veränderung der Position des Leibes möglich. Wahrnehmen erfolgt niemals von mehreren Orten zugleich.

4

Der Ausschnittcharakter des Wahrnehmens. Sehen erfaßt stets nur Ausschnitte des Sichtbaren. Bewegung der Augen und des Kopfes bringt seitlich und hinter uns liegende Räume ins Blickfeld. Durch Körperbewegung werden entferntere Raumausschnitte zugänglich.

5

Durch Sammlung der verschiedenen Dingansichten gelangt das individuelle Bewußtsein im Laufe der Zeit zu einer vielseitigeren Ding- und

Welt-Anschauung. Und doch bleibt diese Gesamtsicht, gemessen an der unendlichen Vielfalt möglicher Ansichten, immer ein Ausschnitt. Unendlich viele Ansichten der raum-zeitlichen Welt bleiben dem Individuum unerreichbar.

Die in der stammesgeschichtlichen Entwicklung des Menschen gebildeten Sinnesorgane erfassen je nur Ausschnitte aus ihren Erscheinungsbereichen. Das Auge ist nur durch einen schmalen Ausschnitt der Skala elektromagnetischer Schwingungen ansprechbar, durch jene von ca. 400 - 800 Millionen Schwingungen/pro Sek.; Schwingungen kleineren und größerer Frequenz werden nicht wahrgenommen, d. h. nicht in Licht- oder Farbempfindungen umgesetzt.

Dem Gehör ist lediglich ein Ausschnitt der es ansprechenden Vorgangsart zugänglich. Mechanische Schwingungen, die innerhalb des Bereichs von etwa 16 - 20 000 Schwingungen pro Sekunde liegen, werden in akustische Erscheinungen umgesetzt.

Der Wärmesinn wird durch extreme Temperaturen nicht mehr angesprochen, da diese (z. B. sehr hohe Temperaturen) die Rezeptoren zerstören. Die Haut mit ihren Kälte- und Wärmepunkten hält extremen Temperaturen nicht Stand, so daß sie diese differenzierend erfassen könnte.

Eine Reihe von Vorgängen bleiben den Sinnen nicht nur in Extrembereichen, sondern überhaupt verborgen. Sie sind nur mit Hilfe technischer Mittel wahrzunehmen (z. B. Radiowellen, Röntgenstrahlen, kosmische Strahlen, Magnetismus). Wir erfahren nur mittelbar von ihnen durch ihre Wirkungen. Wir sehen, hören, riechen den Magnetismus selbst nicht, sondern sehen lediglich seine Wirkungen.

Die Sinne führen uns nach allem nur an einen Teil der Naturerscheinungen heran (vgl. § 7), von diesem Teil aber zeigen sie uns nur Ausschnitte (vgl. § 6). Sie sind also in doppelter Weise selektiv.

Die begrenzte Reichweite aller Wahrnehmung. Wahrnehmen erfaßt nur Gegenständliches, das innerhalb einer gewissen Nähe durch Wirkung auf den wahrnehmenden Körper (z. B. Lichtstrahlen, mechanische Schwingungen) mit diesem in Berührung tritt. Größere Nähe der Reize steigert die Empfindungsintensität, größere Entfernung schwächt infolge mannigfacher Absorption der Reize unterwegs die Empfindung. Über eine gewisse Entfernung hinaus erreichen uns Reize nicht mehr. Der Wahrnehmungsbereich, der um den eigenen Leib als Zentrum liegt, ändert und verschiebt sich mit der Ortsbewegung des Körpers. Nur was innerhalb des Wahrnehmungsbereichs geschieht, kann uns unmittelbar gegeben sein.

Wahrnehmungen Anderer, eigene Vorstellung von Räumen, in denen wir uns früher einmal befanden, geben nur eine vage Erweiterung dieses Feldes, das jeden Wahrnehmenden an sich und für immer in einen engen Kreis einschließt.

Den geringsten Umfang besitzen die Kreise der Geschmackswahrnehmung und der Tastwahrnehmung. Wahrnehmungen erfolgen hier nur bei unmittelbarer Berührung der Rezeptoren mit den Stoffen und Gegenständen der Wahrnehmung.

Die begrenzte Eindringlichkeit des Wahrnehmens. In der biologisch-physiologischen Organisation des Sehrezeptors liegt es begründet, daß Gegenstände unterhalb einer bestimmten Größe selbst in nächster Nähe nicht ohne Hilfsmittel wahrgenommen werden können. Die von den neuzeitlichen Wissenschaften erfaßten mikroskopischen Gegenstände und ferner die als submikroskopisch bezeichneten Körper umschreiben einen riesigen Bereich, der der Wahrnehmung unmittelbar nicht zugänglich ist.

11

Grenze des Vermögens der Intensitätsunterscheidung zweier Empfindungen gleicher Qualität. Nicht jede Verstärkung eines Reizes (Erschwerung eines zu hebenden Gewichtes oder Verstärkung eines Tones) wird bemerkt. Ein "Gewicht muß vielmehr, um eine gerade merkbare stärkere Empfindung hervorzurufen, um so mehr erhöht werden, je schwerer das vorausgegangene ist"¹⁾. "Das Gewicht muß ungefähr um ein Drittel des vorausgegangenen zunehmen, damit es als schwerer empfunden"²⁾ wird. Die Intensitätsunterschiedsempfindlichkeit unserer Sinnesorgane "wird um so gröber, je stärker die Reize sind, um so feiner, je schwächer die Reize werden"³⁾. Bei Extremwerten der Reize hört jede Unterschiedsempfindlichkeit auf. Sehr starke Reize werden nicht mehr "ertragen" und "erfaßt". Dem Gewicht eines Gegenstandes, von dem wir spüren, daß wir ihn nicht tragen können, weichen wir aus. Vor grellem Sonnenschein verschließen wir die Augen. Das nicht Ertragene wird nicht erfaßt. Extrem schwache Reize dagegen rufen gar keine Empfindung hervor.

12

Grenze des Vermögens der Dingunterscheidung. Zwei benachbarte Gegenstände (oder Punkte) werden unter einer bestimmten Größe über eine bestimmte Entfernung hinaus nicht mehr getrennt gesehen. Je größer die Gegenstände sind und je weiter sie auseinanderliegen, aus desto größerer Entfernung werden sie noch als getrennt gesehen. Je kleiner die Gegenstände und je näher sie beieinanderliegen, desto geringer ist die Entfernung, aus der sie gerade eben noch als zwei unterschieden werden⁴⁾.

1) Rohrer, H.: Einführung in die Psychologie. 4. Aufl. 1951, S. 113

2) Rohrer S. 134

3) Rohrer S. 115

4) Die physiologische Erklärung dieser Tatsache s. Rohrer, H.: Einführung in die Psychologie. 4. Aufl. 1951 S. 161 f.

13

Grenze der präzisen Gestalterfassung. Die mangelhafte Trennschärfe des Auges bewirkt die Annahme der Unterschiedslosigkeit, Unbeweglichkeit und Starrheit entfernter Gegenstände. Einem Flugzeugpiloten erscheint der 1000 m unter ihm liegende Fluß als festes Band. Befände er sich in unmittelbarer Nähe des Flusses, sähe er die ruhelose Bewegung der Wasserwirbel und des Abfließens. Ich sehe meine Hand, einen festen gleichbleibenden Gegenstand, dessen Zellen sich im Mikroskop als eine vielfältige Bewegung zeigen. Wir sehen die ebene Fläche des Marmors und tasten eine erhebungslose Glätte. Im Mikroskop zeigen sich Unebenheiten, die sich im Elektronenmikroskop weiter verstärken.

Wie werden sich solche Flächen einem Mikroskop zeigen, dessen Auflösungskraft die des Elektronenmikroskops um ein Vielfaches übertrifft?

14

Grenze des Trennvermögens sukzessiver Reize. Die menschliche Wahrnehmung vermag in der Zeit aufeinanderfolgende Sinnesreize nur bis zu einer bestimmten Zeitgrenze getrennt zu erfassen. Optische Reize im zeitlichen Abstand von $1/18$ Sekunde werden noch getrennt wahrgenommen. Verkürzt sich der zeitliche Abstand, so wird nur 1 Bild erfaßt, bei Darbietungen, die Ausschnitte eines Bewegungsablaufes wiedergeben, zeigt sich nur ein kontinuierlicher Bewegungsablauf. "18 Bilder in der Sekunde rufen, wie das Kino beweist, den Eindruck einer ununterbrochenen Bewegung hervor"¹⁾. Dieselbe Grenze des Trennvermögens unserer Auffassung ist bei sukzessiven akustischen Reizen festzustellen. "18 Luftschwingungen pro Sekunde hören wir nicht isoliert, sondern als einheitlichen tiefen Ton".

Besäße unser Auffassen eine größere Trennschärfe, würden sich alle Bewegungen langsamer darbieten. Einem fingierten intellectus

1) Rohrer S. 140

infinitus mit dem Vermögen, einen Bewegungsablauf von 1 Sekunde Millionen oder Billionen mal in seinen verschiedenen Bewegungsphasen sukzessiv aufzufassen und jeweils in Beziehung zu seiner neuen Umwelt zu setzen, d. h. zu lokalisieren, würde keine Bewegung in unserem Sinne feststellen. Umgekehrt würden einer weniger trennscharfen Auffassung alle Vorgänge beschleunigt erscheinen. Weniger Phasen der Veränderung wären unterschieden. Die Erkenntnis von Bewegungen, Prozessen wäre noch verschwommener, weil weniger Einzelphasen derselben getrennt gesehen würden.

15

Die Zeitpunktgebundenheit des Bewußtseins. Bewußtsein (Inbegriff aller vergegenständlichenden Akte in Wahrnehmungen und Vorstellungen) vollzieht sich als zeitlicher Vorgang, parallel zu anderen realen Vorgängen und ist ferner immer an eine bestimmte Zeit gebunden. Das bedeutet, es dehnt sich nicht in einem Akt über die ganze Reihe der sukzessiven Zustände, die der eigene Leib während des Lebens umfaßt, noch weniger über die ganze Reihe vergangener und zukünftiger Zeitmomente aller Gegenstände.

Die zeitliche Ausdehnung des Bewußtseinsaktes (psychische Präsenzzeit) ist nicht größer als ca. 6-12 Sekunden. Was weiter zurückliegt, ist nicht mehr in der Gegenwart des wahrnehmenden Bewußtseins. Vergangenes außerhalb dieser Zeitspanne versinkt in Vergessenheit und kann nur durch das Gedächtnis erinnert werden, freilich unvollständig und je länger vergangen das Erfaßte ist, desto unvollständiger, oder es kann durch Fixierung des wahrgenommenen Gegenstandes oder Vorganges wenigstens wiederholten Auffassungsakten zugänglich gemacht werden. Von Vorgängen und Ereignissen der Zeiten vor unserer Geburt wissen wir nur durch Hörensagen, ebenso von gleichzeitigen Ereignissen, die unserer Wahrnehmung nicht unmittelbar zugänglich sind.

Zu Zukünftigem haben wir keinen unmittelbaren Erlebensbezug.

Es ist der Wahrnehmung nicht gegeben. Zwar rechnen wir mit den durch Vereinbarung in Programmen beschlossenen zukünftigen Handlungen, Unternehmungen. Wir rechnen mit der Abfahrt des Zuges, mit der Ankunft des Freundes zu einer bestimmten Zeit. Wir vermögen Ereignisse durch die kombinierende Vorstellung zu antizipieren. Unser Gefühl reagiert auf die berechneten und in der Vorstellung vorweggenommenen zukünftigen möglichen Ereignisse. Ich sage "möglich", denn bestimmte Ereignisse können das Eintreffen des Errechneten zunichte machen: Ein Streik der Eisenbahner die Ankunft des Zuges. - Ereignisse, die nach meinem Tode geschehen werden; sind für immer meiner Wahrnehmung entzogen.

16

Die begrenzte Kapazität des Bewußtseins. Das Gedächtnis gestattet es, über die augenblickliche Wahrnehmung des sich zu- meist wandelnden Gegenwärtigen hinaus, abwesende oder auch vergangene Dingzustände, Situationen und Vorgänge zu vergegenwärtigen.

Das vorstellende Gedächtnis bietet dem Bewußtsein die Möglichkeit, sich dem absoluten Verhaftetsein an seinen Ort zu entziehen.

Abwesenden Gegenständen wird in Vorstellungen eine Quasi-Gegenwart verschafft. Gegenstände, die durch anderes verdeckt oder verstellt sind, oder die wegen ihrer Entfernung nicht wahrnehmbar sind, lassen sich nach früherer Wahrnehmung vorstellen.

Durch Vorstellung ist das Bewußtsein ferner befähigt, das Vergangene, das es einmal wahrgenommen hat, zu erinnern, und so Verschiedenzeitiges in annähernd dieselbe Gegenwart zu bringen. Ich sage "annähernd", denn genau betrachtet bleiben auch die verschiedenen Gegenstandsansichten oder Situationen der Erinnerung in sukzessiven Akten auseinander.

Vorstellungen aber haben gegenüber den Wahrnehmungen auch an Klarheit, Farbigkeit, Detailliertheit, Konturiertheit, Schärfe, Beständigkeit

verloren. Ferner: je größer der zeitliche Abstand, desto eher versinkt Wahrgenommenes ein für alle mal in Vergessenheit; flüchtige Eindrücke, die dazu noch einmalig waren, werden schwerer erinnert als beständige und gleichzeitig oft wiederholte. Ebenfalls sind komplexe und detailreiche, materialreiche, schwer überschaubare Eindrücke schlechter zu erinnern als einfache¹⁾.

Die begrenzte Kapazität des Bewußtseins. Das individuelle Bewußtsein vermag immer weniger die Erkenntnisse seiner Zeit in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Aber erst die völlige Aufnahme der Erkenntnisse aller Wissenschaften und der lebendige Nachvollzug aller Erkenntnisse anderer durch eigene Forschung und methodenbewußten Erkenntniserwerb (wozu nicht nur die Zeit, sondern auch die Begabung fehlt), würde eine der Realität adäquatere philosophische Erkenntnis ermöglichen und Irrwege vermeiden. Die unendliche Kapazität gehört zu den Bestimmungen des fiktiven intellectus infinitus, aber nicht zu den Eigenschaften des menschlichen Verstandes.

Der Beginn des individuellen Bewußtseins in absolutem Nichtwissen. Alles Bewußtsein ist an individuelle Körper gebunden, an diesen oder jenen physischen Komplex, der sich nach der Zeugung entwickelt, in die Welt tritt, nach biologischen Gesetzen wächst, altert und stirbt. Dieser Leib kommt ohne seinen Willen und unerfahren und unwissend in seine Welt. Zeugender und Gebärender vermögen ihre Erfahrung nicht unmittelbar in die neue psychophysische Einheit zu übertragen. Jedes Individuum muß sich Erfahrungen, die viele andere bereits gemacht haben in einem jahrelangen Prozeß mühsam aneignen. Das einjährige Kind scheint dem Erwachsenen zerstörend. Es

1) vgl. Rohrer S. 284-290

wirft oder zerreißt, was sich in seiner Reichweite befindet. Es klopft, schlgt mit Gegenständen, die man ihm gegeben hat. Dabei treibt nicht die Absicht zu zerstören. Im Spiel gewinnt es Erfahrungen: es lernt die Eigenschaften von Stoffen, Dingen und Individuen kennen.

Der völlige Mangel an Erfahrung ist vielleicht die auffälligste Eigenschaft des Kindes in den ersten Monaten. Das Geschöpf gleicht, hinsichtlich Erkenntnis und Einsicht, einer tabula rasa.

Das, was der Mensch neben der Lebenserfahrung an tradiertem Wissen zu lernen hat, ist von Generation zu Generation umfangreicher. Aber die Summe von Lebenserfahrung plus Wissen, die sich jeder erwirbt und die in einigen Exemplaren der Gattung überragende Ausmaße erreicht, zerfällt mit dem Tode ins Nichts. Es gibt keine erbliche Übertragung von Erfahrung, Kenntnis und Wissen. Jedes individuelle Bewußtsein beginnt in der intellektuellen Eroberung der Welt von neuem mit dem Nichts.

19

Die Subjektivität der Wahrnehmungsqualitäten. Die von den Sinnen wahrgenommenen sekundären Qualitäten (Farben, Töne, Gerüche usw.) sind keine Eigenschaften der Dinge selbst, wie die naive Wahrnehmung glaubt, sondern psychische Gegebenheiten, die auf Grund physischer Vorgänge in den Rezeptoren, Nervenbahnen und im Gehirn entstehen. Farben, Töne, Geräusche, Tast-, Geruchs- und Geschmacksqualitäten sind dingfremde Oszillationen der lebenden Materie.

Beweise ihrer Subjektivität sind mannigfaltig. Eine Hand empfindet dieselbe Flüssigkeit - als kalt, wenn sie vorher in heiße Flüssigkeit getaucht wurde - als warm, wenn sie vorher mit Kaltem Berührung hatte. Reizverstrkung hat in vielen Fällen nicht Änderung der Empfindungsintensivitt, sondern eine neue sinnliche Qualität zur Folge. "Verdünntes Anethol riecht anisartig, konzentriertes nach Alkohol

konzentriertes Resedaöl birgt etwas Rettigartiges, den blumige Duft offenbart sich nur bei Verdünnung. . . Der muffige Ledergeruch von Gaultheriaöl verliert sich mit der Verdünnung, um zum angenehmen Essenz zu werden. . . Das α -Naphthylamin erhält erst durch große Verdünnung seinen fäkalartigen Gestank. . .¹⁾

Andererseits antwortet "jedes Sinnesorgan nur auf seine Weise, so verschieden es auch gereizt wird".²⁾

a. Gerüche werden auch "bei Druck von Geschwülsten oder Knochenauswüchsen auf den Olfactorius oder bei Rindenerkrankungen in der Gegend des Gyrus hippocampi"³⁾ erzeugt.

b. Nicht nur elektromagnetische Wellen, sondern auch mechanische Einflüsse des Schlages, Stoßes, Druckes erzeugen "im Auge die Empfindung des Lichtes und der Farbe. Durch Drücken des Auges ruft man bekanntlich bei geschlossenen Augen die Empfindung eines feurigen Kreises hervor; durch leiseren Druck bewirkt man die Empfindung von Farben und kann eine in die andere umwandeln".

c. Der elektrische Strom ruft im Geschmacksorgan nur spezifische Geschmacksempfindungen hervor. Die Metallplättchen einer Taschenlampenbatterie bewirken die Empfindung des Sauern.

20

Die Verslossenheit des Bewußtseins und Empfindens in sich. Die folgenreichste Grenze des Wahrnehmens ist, daß es Erlebnisse, Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle anderer nicht unmittelbar zu erleben vermag. Diesen Schmerz, den ich empfinde, oder diesen Ekel angesichts eines Haufens faulenden Abfalls wird kein anderer unmittelbar miterleben, obschon den anderen angesichts desselben Unrats sicherlich gleichfalls Ekelgefühle überkommen, obschon

1) Henning, Hans: Der Geruch. 1924. S. 180 f.

2) Gesetz der spezifischen Sinnesenergien von Joh. Müller.

3) Kraepelin, E.: Psychiatrie. 1909. S. 235.

aus meinem Verhalten, aus Mimik und Gebaren auf die Qualität meines Gefühls geschlossen werden kann und obschon durch sprachliche Mitteilung ein anderer von der Art meines Gefühls, von dessen Heftigkeit und ähnlichem erfahren mag. An der Qualität dieses Gefühls oder an meiner Vorstellung hat er jedoch keinen unmittelbaren Anteil. Erleben ist der Wahrnehmung anderer verschlossen.

II. Die Akte der Entgrenzung der natürlichen Auffassungsschranken

Die ursprünglichen Grenzen der Wahrnehmung wurden vom Menschen durch Entfaltung bestimmter Verhaltensweisen, vor allem durch Konstruktion technischer Mittel wenigstens teilweise überwunden.

Die Analyse dieser Verhaltensweisen und der technischen Erweiterung der Wahrnehmung ist für die Darstellung des theoretischen Verhaltens unerlässlich. Sie beschreibt diejenigen Akte, die das theoretische (mentale und sprachliche) Erfassen der Dinge vorbereiten und die von der Erkenntnistheorie vielfach übergangen wurden. Sie sieht das theoretische Erfassen ferner in seinem realen Zusammenhang, in dem es sich deutlicher als Tun zeigt.

2

Aufsuchen. Als elementarste Schranke erwiesen sich die Bindung alles Wahrnehmens an den je einer bestimmten Raumstelle verhafteten Leib und der dadurch bedingte Ausschnittcharakter alles Wahrgenommenen.

Diese Grenze wird nun selbst zwar nie endgültig aufgehoben werden können. Durch Positionswechsel kann der Wahrnehmende jedoch Dinge und Dingausschnitte aufsuchen, die zunächst nicht in der Reichweite der

Wahrnehmung liegen.

Ich nähere mich einem entfernten Gegenstand, ich begeben mich auf die Suche, um ein vermutetes Objekt oder überhaupt etwas zu finden. Die eminente Bedeutung der Standortveränderung des Wahrnehmenden für die Erweiterung der Erkenntnisse wird in den Entdeckungsreisen der Seefahrer der Neuzeit, der Afrikaforscher des 19. Jahrhunderts und den Mondexpeditionen besonders augenfällig. Der Aufbruch in andere Gegenden war sicher in vielen Fällen gleichzeitig durch praktische Motive bestimmt. Die heimische Natur bot nicht genügend Nahrungsmittel, fremde Gebiete versprachen Rohstoffreserven oder militärische Vorteile. In anderen Fällen dominierten Abenteuerlust, Neugierde, Wissensdrang, d. h. es begaben sich Menschen auf den Weg, um Unbekanntes zu entdecken und Länder, Meere, Berge, Flüsse, Seen, Wege zu erforschen, andere Stoffe, andere Lebewesen, Pflanzen, Tiere, andere Völker, ihre Sprachen und Sitten kennenzulernen.

Alle geographischen Entdeckungen sind neue Ansichten durch Ortsveränderung. Sie liegen, so schwierig die Reisen in unwegsamen Gegenden, unter extremer Wärme, extremer Kälte, unter Gefahren sich gestalten mochten, erkenntnistheoretisch auf derselben Ebene wie die mühelose Annäherung an ein undeutlich gesehenes Objekt des näheren Umkreises.

Sie sind Annäherungen der Wahrnehmungsrezeptoren an ungesehene oder gesehene Gegenstände, die in der ursprünglichen Wahrnehmung nicht oder nur unvollkommen erfaßt werden.

3

Optisches Heranziehen von Gegenständen. Durch Aufsuchen war nur ein Teil der Gegenstände der Wahrnehmung zugänglich zu machen. Vor allem astronomische Körper ließen keine Annäherung des Wahrnehmenden zu. Diese Wahrnehmungsgrenze wurde durch Konstruktion von Teleskopen hinausgeschoben. Sie ermöglichen es, ferne Gegenstände optisch heranzuziehen, sie zu unterscheiden, Details

an ihnen abzuheben oder sie überhaupt erst in den Blick zu bringen.

Die mit diesem technischen Mittel verbesserte Wahrnehmung führte zu einer ungeheuren Fülle von Entdeckungen.

Ebenso folgenreich war die Entwicklung des Mikroskops.

Auch hier erschloß eine technische Erfindung Welten, welche der ursprünglichen Wahrnehmung, die Gegenstände unterhalb einer bestimmten Größe nicht mehr zu unterscheiden, nicht mehr detailliert zu bestimmen oder überhaupt nicht mehr zu fassen vermag, verborgen waren.

4

Untersuchen. Die nach Suchen und Aufsuchen erreichte Nähe des Wahrnehmungsgegenstandes bildet die Voraussetzung für eine weitere erkenntnisvorbereitende Verhaltensweise, für das Untersuchen. Nur wenn der Gegenstand aus bestimmter Nähe betrachtet werden kann, sind die Bedingungen dafür geschaffen, daß das Auge möglichst scharfe und Aspekte ergänzende Wahrnehmungen gewinnt, und daß die übrigen Sinne, vor allem die Nahsinne (Gestast, Geschmack, Geruch, Wärmesinn, Schweresinn) ins Spiel gebracht werden. Dem Suchen und Aufsuchen folgt das Untersuchen. Ich umwandere den Gegenstand, betrachte ihn von verschiedenen Seiten. Ich lasse meinen Blick das Objekt abwandern. Ich fasse den Gegenstand, betaste ihn, um seine Tastqualität festzustellen. Ich bedrücke ihn, um seinen Härtegrad festzustellen. Ich hebe ihn, um sein Gewicht zu spüren.

All diese Akte, die in der frühkindlichen Phase der Intelligenzentwicklung eingeübt werden, dem Kinde die ersten Erfahrungen von den Dingen vermitteln und beim erwachsenen Menschen vielfach automatisch ablaufen, zeigen, daß das menschliche Erfassen nicht als freischwebende Intelligenz instantan zu Einsichten gelangt, sondern durch physisches Tun das vorbereitet, was es bezweckt.

Abhebendes, zergliederndes Untersuchen. Die unmittelbare Wahrnehmung findet u.a. ihre Grenze in der Verstelltheit und Verdecktheit des Gegenstandes durch andere Gegenstände und durch Teile des Gegenstandes selbst. Dieses Faktum begründet eine weitere Art erkenntnisvorbereitenden Verhaltens. Weil Gegenstände verdeckt sind, müssen, wenn sie genauer, vor allem in ihren Teilen erkannt werden sollen, Teile abgehoben und abgetrennt werden.

Die Bedeutung dieser Akte des Trennens, Scheidens, Abhebens in der Geschichte der Wissenschaften kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ich meine hier nicht die gedankliche Abtrennung von real un-selbstständigen, real nicht abtrennbaren Eigenschaften, sondern die reale Trennung, die schon im vorwissenschaftlichen Denken für tiefer und unter die Oberflächen dringendes Erkennen unerlässlich ist. Der Leib eines erlegten Tieres, eine Frucht wird geöffnet. Ein Stein wird zerschlagen, damit sich das Innere zeigt. So war für die anatomische Kenntnis des Menschen die Sektion des Körpers und aller Teile erforderlich. Die Fortschritte der Chemie sind ohne die Entwicklung analytischer Techniken der Trennung der Gemische, Verbindungen und Elemente undenkbar. Alle Wissenschaften von realen Gegenständen machten in dem Maße weitere Entdeckungen, als sie das nach Aufsuchen Gefundene durch reale Analyse zerlegten und durch diese Art der zergliedernden Untersuchung verdeckte, verborgene Ansichten freilegten.

Beobachten. Der gewöhnlichen Wahrnehmung sind Veränderungen vielfach schwer faßbar. Besonders dann, wenn sie rasch erfolgen und wenn sie sich nicht mehrfach wiederholen, lassen sich einzelne Momente der Veränderung kaum auffassen. Das unterscheidet die Wahrnehmung der Veränderungen von der Wahrnehmung relativ dauernder, un-

veränderter Gegenstände.

Auf diese Schwierigkeiten stellt sich ein anderes erkenntnisvorbe-
reitendes Verhalten ein, das Beobachten.

Während sich Untersuchen mehr auf (in bestimmten Zeitspannen un-
veränderte) Gegenstände richtet, bezieht sich Beobachten auf Verände-
rungen. Der Chemiker untersucht (aber beobachtet nicht) einzelne Stoffe,
er beobachtet chemische Reaktionen. Der Historiker untersucht eine
Urkunde (Beschreibstoff, Wasserzeichen, Schrift usw.), er beobachtet
sie nicht. Psychologen beobachten das Verhalten einer Person, Soziologen
die Interaktion von Personen, Biologen das Verhalten von Tieren, Astronomen
den Vorgang einer Sonnenfinsternis.

Beobachten zielt darauf ab, einzelne Phasen eines Vorgangs, einzelne
Züge eines Geschehens herauszuheben und wenn möglich die ganze Ver-
änderung als eine Folge bestimmter Zustände aufzulösen. Diese Zergliederung
ist keine reale, sondern eine mentale. Sie stößt auf Schwierigkeiten,
wenn die Veränderung nicht sehr langsam und wiederholt erfolgt. Selbst
in einer langsamen und wiederholten Veränderung jedoch bleibt der
einzelne Zustand, den die Beobachtung isoliert, flüchtig, er wird durch
die Beobachtung nicht dauerhafter.

7

Fixieren von Momenten aus Veränderungen und Entwicklungen. Die wissenschaftliche Beobachtung nutzte
verschiedene technische Erfindungen, um diese Wahrnehmungsgrenze
zu überwinden. Was dem ursprünglichen Wahrnehmen unmöglich war
(einen bestimmten Moment der Veränderung anzuhalten oder in seiner
Dauer zu verlängern, um ihn verlängerter und wiederholter Betrachtung
zugänglich zu machen), das wurde zum Zwecke eindringender Erkenntnis
mit Mitteln der Technik angestrebt und möglich.

Die Photographie erfaßt aus Veränderungen einen einzigen Zustand,
der nun fixiert in mehreren, wiederholten Wahrnehmungsakten der
Untersuchung (nicht Beobachtung) zugänglich ist.

Die Kinematographie hält ganze Bewegungsabläufe, Vorgänge, Geschehnisse fest und erlaubt die wiederholte optische Wiedergabe des ganzen Bewegungsablaufs, der als realer für immer vergangen ist.

Die Technik schuf damit die Bedingungen der Untersuchung von Veränderungen, d. h. Zuständen in Vorgängen und Bewegungen, während Veränderungen vorher nur beobachtet werden konnten.

Durch Konservierung schließlich (beispielsweise von Kunstwerken oder von Lebewesen) werden Dinge und Individuen selbst in bestimmten Zuständen und Stadien ihrer Entwicklung festgehalten, so daß mindestens ein Moment in der individuellen Entfaltung wiederholter optischer, aber auch taktiler Wahrnehmung zugänglich ist. Damit gelang es, die zeitliche Distanz zwischen Zeit der Beobachtung und Daseinszeit des Gegenstandes, die nach Vergehen der Gegenstandszustände erwächst und höchstens durch Erinnerung vage zu überbrücken war, aufzuheben.

8

Das Bewußtsein vermag - wie wir oben andeuteten - 18 und mehr Bilder bzw. Luftschwingungen in der Sekunde nicht mehr als einzelne Reize aufzufassen, sondern sieht einen kontinuierlichen Bewegungsablauf bzw. hört einen Ton. Diese Grenze des Unterscheidungsvermögens in kurzen Zeiten gelang es wenigstens im optischen Bereich durch technische Hilfsmittel zu überschreiten. Mit der Filmkamera sind wir in der Lage, wesentlich mehr als 18 Bilder in der Sekunde herzustellen, d. h. die Zahl der Auffassungsakte so zu vermehren, daß bessere Unterscheidung einzelner Veränderungsphasen möglich ist. Durch die Abbildung einer größeren Zahl von Zuständen einer Veränderung in kurzer Zeit (Zeitdehnung) werden sehr schnell ablaufende Bewegungen, die vom normalen Auge in ihren Einzelphasen kaum erfaßt werden können, gedehnt, gestreckt und der genaueren Beobachtung zugänglich gemacht.

Mit der Filmkamera wurde ferner die Wahrnehmungsgrenze hinausgeschoben, die sich der Erfassung von Veränderungen bei sehr langsam verlaufenden Prozessen entgegenstellt. Die normale Wahrnehmung ist nicht imstande, lange Zeiten hindurch einen kaum sich ändernden Gegenstand mit gleichbleibender Aufmerksamkeit zu beobachten und unmerkliche Änderungen, die sich erst in beträchtlichen Zeiten zu merkbaren summieren, festzuhalten. Die Zeitrafferkamera richtet sich auf solche Vorgänge und erzeugt in regelmäßigen längeren Zeitabständen ein Bild. In der Reproduktion dieser Bilder zeigt sich der menschlichen Wahrnehmung ein geraffter Vorgang, an dem alle wesentlichen Phasen in kurzer Zeit sichtbar sind.

9

Sprechen als Entgrenzung der Subjektimmanenz des individuellen Erlebens. Gehalte der Wahrnehmung, Vorstellungen, Gefühls- und Affektzustände sind, wie wir oben sahen, nur dem individuellen Bewußtsein selbst unmittelbar gegeben. Zwar äußern sich Gefühls- und Affektzustände schon bei Tieren und ebenso beim Menschen in bestimmtem Verhalten und in Ausdruckslauten. Diese boten mittelbaren Zugang zum Erleben fremder Individuen. Trotz Ausdrucksbewegung und -laut blieb ein großer Teil des Fremdpsychischen (vor allem Wahrnehmungen und Vorstellungen) verschlossen.

Auch bloßes Hinweisen und Zeigen genügte in den wenigsten Fällen, und zwar nur, wenn sich Gegenstand oder Vorgang wahrnehmbar zeigte, wenn derselbe Gegenstand oder Vorgang von verschiedenen Wahrnehmenden gleichzeitig untersucht bzw. beobachtet wurde.

So konnte A bei Beobachtung eines Vorganges den das Gleiche beobachtenden B auf einen Teilvorgang verweisen. So konnte A den in gleicher Bedürfnissituation (z. B. Hunger) stehenden B auf ein auftauchendes Objekt hinweisen. Diese Verständigung ohne Sprache, durch die bloße Zeigegebärde gestattete jedoch nur die Wiedergabe eines sehr kleinen Bereichs intentionaler Sachverhalte.

Die Subjektimmanenz von Wahrnehmungserlebnissen und Vor-

stellungen konnte nur durch Sichtbares, Hörbares und Tastbares überwunden werden, das als Hinweis auf oder Zeichen für dieses Wahrgenommene, Vorgestellte und Gemeinte gesetzt wurde.

Das Problem der Mitteilung von subjektimmanentem Vorgestelltem ließ sich eigentlich erst durch Schaffung von Zeichen lösen.

Um Wahrnehmungen und Vorstellungen, ferner geplante (zukünftige) Handlungen Anderen mitzuteilen, um eine Kommunikation des Erlebens und die Gemeinsamkeit des Wollens zu erreichen, boten sich dem sprachlosen Menschen als Zeichen verschiedene Formen der Eigenbewegung und des Tuns, von denen die wichtigsten zu nennen sind:

1. Gebärden in Form von Nachahmungen gemeinter Bewegungen und Handlungen .
2. Veränderungen an und auf Materiellem (Schnüre, Einkerbungen), besonders Nachzeichnungen von Dinggestalten auf Holz, auf Stein, und anderen Stoffen .
3. Bewegung der Mund- und Rachenteile, die nicht selbst (also optisch) etwas darstellen soll, sondern durch die verschiedenartige hörbare Laute hervorgerufen und als Zeichen für Wahrgenommenes und Vorgestelltes gesetzt werden.

10

Mitteilen durch Laute. Die Vorteile der dritten Form führten dazu, daß sie sich in der Geschichte des Bewußtseins nach und nach durchsetzte, ohne daß die übrigen ganz ausgeschlossen wurden. Gegenüber der ganzkörperlichen, gestischen Bewegung hatte die Lauterzeugung mittels Bewegung der Mundteile den Vorteil, erfolgen zu können, während der Leib mit anderen Tätigkeiten beschäftigt war (während des Jagens, während des Arbeitens), d. h. bei Tätigkeiten, die den ganzen Leib mehr oder weniger in Anspruch nehmen, also gerade zu dem Zeitpunkt, wo Mitteilung in primitiven Gesellschaften am notwendigsten war. Sie war behindert lediglich beim Verzehren des Erjagten und Erarbeiteten, also wenn Ziele erreicht waren. Ebenso

vorteilhaft war es, daß sie ohne besonderen Kraftaufwand erfolgen konnte. Schließlich setzte sie im Gegensatz zur zweiten Form der Zeichensprache keine Stoffe voraus, die jeweils zu suchen oder ständig mitzuführen waren, um jede Mitteilungsabsicht sofort realisieren zu können. Laute lassen sich unmittelbar und sofort erzeugen.

Freilich hatte sie den großen Nachteil, nur über eine gewisse Entfernung und zu einer bestimmten Zeit wahrnehmbar (=hörbar) zu sein.

Die Vorteile der Lautzeichen bedingten, daß sie zum hauptsächlichen Kommunikationsmittel wurden, das die grundsätzliche Subjektimmanenz des Psychischen überwand und wenigstens eine mittelbare Teilnahme am Fremdpsychischen bewirkte. Demgegenüber erlangten die übrigen Formen nur in Ausnahmesituationen und kompensatorische Geltung. So wurde die Gebärdensprache beispielsweise wichtigstes Verständigungsmittel von Menschen, die, ohne Gehör, Lautzeichen nicht als Lautzeichen sondern höchstens optisch wahrnehmen. Sie setzt ferner überall dort ein, wo die lautsprachliche Verständigung Schwierigkeiten bereitet, sei es aus Gründen mangelnder individueller sprachlicher Begabung, sei es wenn Partner verschiedener Lautzeichensysteme aufeinander treffen.

Das Bedürfnis, etwas über größere räumliche Entfernungen, über welche Lautzeichen den Adressaten nicht erreichen, mitzuteilen, gab Veranlassung, neben den Lautzeichen weiterreichende optische Zeichen zu entwickeln und zu verwenden: Rauchzeichen, Flaggenzeichen, Lichtzeichen.

11

Schreiben. Das Zeichensystem der Laute besaß trotz der erheblichen Vorteile auch wesentliche Mängel.

Laute überbrücken nur geringe räumliche Entfernungen. Solange es nur die Lautsprache gab, war eine Mitteilung des Subjektimmanen-

ten an entfernte Personen nur durch Boten mit mündlicher Nachricht möglich oder dadurch, daß sich der an Mitteilung Interessierte selbst in die Nähe des Adressaten begab. Selbst optische Signalzeichen (Rauchzeichen) reichen nur über begrenzte Entfernungen, und auch die Verwendung eines lautstärkeren Systems (Trommelzeichen) vergrößert die Reichweite der akustischen Mitteilungsmethode nicht wesentlich.

Ferner verhallen Laute unmittelbar, nachdem sie ausgesprochen werden. In schriftlosen Kulturen hat die Objektivation (Materialisation) des Subjektimmanenten, weil sie auf den flüchtigen Laut beschränkt bleibt, an sich nur Momentcharakter. Mitteilungen werden allenfalls vom Gedächtnis festgehalten. Darum spielt es in schriftlosen Kulturen eine so große Rolle.

Das Gedächtnis aber besitzt den Mangel, daß es die Gehalte nach Ablauf gewisser Zeit nicht mehr vollkommen reproduziert, ja auch den persönlichen Interessen entsprechend selektiert und verfälscht.

Die mangelnde Reichweite und die Flüchtigkeit lautlicher Mitteilung, ferner die Unvollkommenheit des Gedächtnisses, stimulierten die Entwicklung der Schrift ¹⁾.

Die Schrift erlaubte es, Gehalte räumlich entfernten Partnern, und zwar unabhängig vom Gedächtnis vermittelnder Boten, zu überbringen.

Mit der Schrift wurde das Medium geschaffen, das die flüchtigen Erlebnisse, Vorstellungen und Einsichten fixiert, und zwar so, daß sie nach längerer Zeit unversehrt und unverfälscht wiedergegeben werden.

War das eigenem oder anderem Gedächtnis vermittelte Vorgestellte dem Wandel und der Unbeständigkeit dieses Gedächtnisses unterworfen und nach gewissen Zeiten nur verblaßt und umgeformt lebendig gewesen (vgl. die Verstümmelung historischen Geschehens in Sa-

1) Schrift d. h. Übergang von der einfachen abbildenden Darstellung zum Zeichensystem für einzelne Worte, Silben und schließlich einzelne Laute.

gen, Mythen u. a. mündlichen Überlieferungen), so wird Vorgestelltes durch die Schrift in relativ feste und dauerhafte Zeichen übertragen, so daß es nach langen Zeiten noch in der ursprünglichen Form übernommen werden kann.

Die Erfindung der Schrift hatte eine ungeheure Ansammlung von Vorstellungsmassen zur Folge, wie wir sie heute in Bibliotheken und Archiven, den materialisierten Gedächtnissen der Menschheit finden.

Während der Lernende in schriftlosen Kulturen die Vorstellungen und Gedanken der nächsten Mitglieder seines Stammes, seiner Religionsgemeinschaft übernahm, vermag der Studierende in Schriftkulturen mit den Vorstellungen zeitlich und räumlich entfernter Kulturen in Berührung zu kommen. Tradition im engsten Sinne der Übernahme der Vorstellungswelt seiner Vorfahren weicht der Tradition im universalen Sinn, die die Wirkung des Ausgleichs der verschiedenen Vorstellungen hat.

Die Technik der Neuzeit schuf dann Mittel, das Sprechen selbst (d. h. die Übermittlung von Vorgestelltem durch Lautzeichen) räumlich entfernten Partnern augenblicklich zugänglich zu machen (Telefon) und es über längere Zeiten zu konservieren (Fonogramm: Sprechband, Sprechplatte), so daß der Mitteilende auch der den Vorstellungsfluß hemmenden Transposition seiner Vorstellungen in Schriftzeichen enthoben wurde.

12

Allgemeine rückblickende Charakteristik der Entgrenzung der Wahrnehmungsschranken. Wahrnehmen und Vorstellen des Menschen zeigen sich in zahlreichen Hinsichten begrenzt.

Das Bewußtsein entwickelt im Lauf der Zeit verschiedene physische Verhaltensweisen und technisches Gerät, durch die diese Grenzen wenn

auch nicht völlig aufgehoben, so doch hinausgeschoben werden. Im **Aufsuchen** werden ungesehene Gegenstände in den Blick detaillierter Wahrnehmung gebracht. **Teleskope** unterwerfen ferne Gegenstände näherer optischer Wahrnehmung. **Mikroskope** entdecken Gegenstände, die dem unbewaffneten Auge wegen ihrer Kleinheit verborgen sind. Nach Annäherung der Sinnesrezeptoren an Gegenstände wird im **Untersuchen** eine Mehrheit von Aspekten zur Wahrnehmung gebracht. Abhebendes zergliederndes **Untersuchen** (Analyse) bringt die verdeckten Dinge und Dingteile zur Anschauung. Im **Beobachten** werden einzelne Etappen einer Veränderung fixiert und die ganze Veränderung als Folge bestimmter Zustände zergliedert. Mit technischen Hilfsmitteln werden einzelne Momente aus Veränderungen und Veränderungen ganz fixiert und der Untersuchung zugänglich gemacht. Die Technik ermöglicht es ferner, Veränderungen so zu dehnen und so zu raffen, daß ihre Einzelphasen erfaßt werden können bzw., daß bei sehr langsam verlaufenden Prozessen eine Veränderung sichtbar wird. In der Entwicklung von Zeichensystemen (**Sprachen**) schuf sich das Bewußtsein ein Mittel, die Subjektivität von Erlebnissen und Vorstellungen wenigstens teilweise (denn der überwiegende Teil der Erlebnisse, Vorstellungen und Gedanken wird nicht sprachlich geäußert) zu durchbrechen. Mit der **Schrift** schließlich gelang es, die Flüchtigkeit des Sprechens und Vorstellens zu überwinden und die räumliche und zeitliche Reichweite der Lautsprache zu vergrößern.

Diese Verhaltensweisen und Techniken führten zwar zu einer ungeahnten Entgrenzung des beschränkten Wahrnehmens und Vorstellens. Aber sie versetzten das Bewußtsein nicht in den Stand eines intellectus infinitus, d. h. eines nichtperspektivischen, allwissenden, alles voraussehenden, alles behaltenden, in einem Augenblick allumfassenden Geistes. An den wesentlichen Grenzen des Bewußtseins änderten sie nichts: daß das individuelle Bewußtsein in absoluter Unwissenheit und ohne Erfahrung zu existieren beginnt, und daß die Kapazität des einzelnen Auffassungsaktes die ursprüngliche Begrenztheit behält.

III. Vorsprachliches Welt-innewerden

1

Im theoretischen Verhalten zu den Dingen kommt der Sprache größte Bedeutung zu. Um ihre Rolle zu ermessen, ist wenigstens andeutend zu untersuchen, wie weit unsere Auffassung der Dinge ohne Sprache gelangen kann und in einem späteren Abschnitt, wie weit Lautäußerung im Verkehr von Individuen zum Einsatz kommt, ohne daß schon von Sprache die Rede sein kann.

2

Die elementarsten Arten des Welt-innewerdens zeigen sich in Körpergefühlen, im Schmerz einer Schnittwunde, im Schrecken bei plötzlicher Explosion, in starkem Hungergefühl, im Durst, im Gefühl der Übersättigung u.ä. Solche Erlebnisse treffen uns gegen unseren Willen; sie folgen physischen Veränderungen des Leibes und werden zunächst nicht sprachlich erfaßt. Die sprachliche Benennung "Zahnschmerz", die ich dann mit dem Gefühl assoziiere, gehört nicht zum ursprünglichen Erleben.

3

Ebenso lassen sich auf dem Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung Vorgänge der Erfassung feststellen, die unmittelbar und zunächst nicht vom "Denken" und sprachlichen Bezeichnen begleitet sind, also ohne sie zustande kommen.

Wahrnehmen, an dem weder Denken noch Sprechen beteiligt sind, finden wir in jedem sinnlichen Erfassen, das intensivem Vorstellen, Erinnern oder Planen parallel läuft. Ich bin auf dem Wege zur Arbeit.

Während des Ganges zur Arbeitsstätte beschäftigt sich meine Vorstellung mit der kommenden Arbeit. Ich sehe den Arbeitsraum, in dem ich täglich arbeite. In der Vorstellung sehe ich einige Mitarbeiter. Aus diesem Versunkensein in Erinnerung und Planung, die vielfach ohne

Zeitbewußtsein verlaufen, werde ich durch den Gruß eines mir begegnenden Bekannten in die Gegenwart gerissen. Die rückblickende Selbstreflexion zeigt, daß ich ohne bewußte und sprachlich fixierte Wahrnehmung der Außenwelt eine Wegstrecke zurücklegte, die keineswegs eben, gerade und ohne Hindernisse ist, wie ich von früheren Gängen weiß; vielmehr befinden sich auf diesem Wege zahlreiche Bodenunebenheiten, an einer Stelle vier Stufen. Diese Hindernisse kann ich nicht ohne Wahrnehmung überwunden haben, Und doch ist mir von einer Wahrnehmung nichts bewußt. (Ich weiß von früheren Fußgängen, daß sich mein Blick automatisch in Intervallen auf den Boden vor mir richtet.)

Ich habe die Stufen, den angrenzenden, nicht zu betretenden Rasen nicht bewußt gesehen, noch weniger sprachlich bezeichnet, ich kann sie nur flüchtig aufgefaßt haben, wobei diese Erfassungen zu Signalen für bestimmte motorische Akte geworden sein müssen, die mich den Weg sicher gehen ließen.

4

Weitere psychologische Überlegung zeigt, daß selbst wache Wahrnehmung nicht notwendig sprachlich artikuliert ist. Ich blicke in das Innere einer komplizierten mir unbekannten Maschine. Ich antizipiere unter Umständen die Kälte und Härte der metallenen Maschinenteile, das Gewicht der Maschine. Aber die Einzelteile der Maschine, die ich sehr deutlich sehe, vermag ich nicht zu benennen, ihre Funktion ist mir unklar. Ich entdecke eine Schraube, deren Bau und Zweck mir bekannt ist, und benenne sie. Aber diese sprachliche Bezeichnung bleibt ein bescheidener Ansatz zur vollen begrifflichen Bewältigung des Gesehenen.

Sprachlos und verbal unartikuliert bleibt sinnliches Wahrnehmen umso eher, je weniger Erfahrungen von Wahrgenommenem gesammelt werden konnten.

Es begegnet darum am häufigsten und reinsten beim Kleinkind. "Ein kleines Kind unterscheidet, noch bevor es die Sprache zu verstehen beginnt, verschiedene Gegenstände nach dem Geschmacke oder Tastge-

fühl, später wird es fähig, einzelne Farben zu empfinden, ohne deren Namen zu kennen. Und dasselbe gilt auch von einem erwachsenen intelligenten Menschen. An einem in Falten gelegten und beleuchteten seidenen Vorhange, oder an einer aus größerer Entfernung betrachteten Gegend, unterscheidet er eine bedeutende Menge von Farbenqualitäten ohne alle Verstandestätigkeit, und ohne daß die Namen der Farben zum Bewußtsein kommen. Ja, selbst wenn er aufgefordert würde, daß er die verschiedenen Qualitäten bezeichne, wäre er ja nach seiner Bildung im Stande, für eine Reihe der Qualitäten die Namen anzugeben, aber wohl für eine bedeutende Anzahl von Farben würde er im Zweifel sein, wie er sie bezeichnen sollte. Nichtsdestoweniger ist er sich der Unterschiede klar bewußt" ¹⁾.

5

Am deutlichsten lassen sich vorsprachliche Auffassungen des sinnlich Gegebenen bei Wahrnehmungen aufzeigen, wenn von dem Gegebenen nur wenige Erfahrungen vorliegen, wenn das Gegebene gleichzeitig sehr komplex oder aber in rascher Veränderung begriffen ist.

Wer einem Brettspiel, dessen Spielregeln ihm unbekannt sind, und das verschiedenartige Figuren und Spielzüge aufweist (z. B. Schach), zuschaut, wird, wenn ihn kein Zweck leitet, zunächst kaum über ein sprachloses begriffsloses Anschauen hinauskommen. Nur in aufmerksamer Beobachtung wird er aus den vielfältigen Figuren und Zügen einzelne Arten fixieren und diese dann entweder selbst oder konventionell nach Auskunft anderer benennen können.

Sowohl phylogenetisch als individualgenetisch und in oben beschriebenen Situationen auch aktualgenetisch gehen der sprachlichen Erfassung des Gegebenen Zeiten sprachloser Auffassung voraus. Aktualgenetisch gelangt sicher nur ein Teil der Wahrnehmungen zum sprachlich fixierten Ausdruck.

1) Kramár, A.: Neue Grundlagen zur Psychologie des Denkens. 1914. S. 4.

IV. Die vorsprachlichen Formen der Lautäußerung

1

So wenig Auffassen an sich sprachlich fixiertes Auffassen ist, so wenig stellt ferner, wie die irreführende Rede von Tiersprachen glauben machen könnte, jede lautliche Verständigung Sprache im eigentlichen, engeren Sinne dar.

Zum Verständnis der Natur des Sprechens sind jene Lautäußerungen hervorzuheben, die nicht den Zweck von Sprache im eigentlichen und engeren Sinne besitzen, den Zweck der Mitteilung von Forderungen, Wünschen, Wahrnehmungen, Erlebnissen, Vorstellungen und Gedanken. Diese Abgrenzung hat in aller Deutlichkeit und Klarheit G. Révész¹⁾ vollzogen, auf dessen Ausführungen ich mich im folgenden stütze.

Als vorsprachliche Lautäußerungen müssen gelten: Ausdruckslaut, Kontaktlaut, Zuruf und Anruf.

2

Der Ausdruckslaut scheidet sich vom Sprachlaut durch die Intention der erzeugten Laute. "Grundlage der spontanen Ausdrucksbewegungen und Ausdruckslaute ist die Tendenz, den inneren Erregungen freien Lauf zu gewähren, und ihr Zweck ist, lebenswichtige Ziele instinktiv zu fördern. So wird z. B. durch den mimischen, pantomimischen und lautlichen Ausdruck des Erschreckens unmittelbar die innere Spannung gelöst ... Demgegenüber ist die Bedürfnisgrundlage der Sprachhandlung die gegenseitige Verständigungsabsicht"²⁾.

Während der Ausdruckslaut "des inneren Vorganges dem Inhalt, auf den er sich bezieht, nichts zufügt, sondern ihn einfach seinem reinen Bestand nach unmittelbar hervortreten läßt", wird im Sprachlaut das in Wahrnehmung oder in Vorstellung gegebene Erlebnis bezeichneter Gegenstand. - Ausdruckslaute zeichnen sich durch ihre Unwillkürlich-

1. Révész, G.: Ursprung und Vorgeschichte der Sprache. 1946. S. 153.

2. Révész S. 38.

keit aus. Es fehlt ihnen "jede Absicht eines Hinweises auf die subjektiven Erlebnisse" oder auf objektive Tatbestände und Absicht auf Wirkung bei anderen. "Bei den reinen Ausdruckslauten und -bewegungen handelt es sich um eine Anzeichen- oder Symptombfunktion" ¹⁾. - Ausdruckslaute dieser Art, d. h. Laute ohne kommunikative Bedeutung finden wir nicht nur in den Äußerungen des Kleinkindes, sondern auch in dem Verhalten des erwachsenen Menschen, im Freudengeschrei der Menge, in Lauten des Behagens, im Stöhnen bei Schmerzen.

3

Von den unwillkürlichen Ausdruckslauten heben sich Kontaktlaute ab, die absichtlich "zum Zwecke des Kontaktes, der Fühlungnahme" allerdings noch nicht mit dem Ziel der Verständigung hervorgebracht werden ²⁾. Révész betrachtet sie als "Vorstufe der Kommunikation im allgemeinen, nicht aber der Sprache" ³⁾ und glaubt sie nicht nur bei Tieren (im geselligen Lärm bei Krähen, Spatzen, im Piepen der Küken), sondern auch beim Menschen feststellen zu können, ohne jedoch Beispiele anzugeben.

4

Auf einer genetisch späteren Stufe als Kontaktlaute stehen Ruflaute, die nicht bloße Fühlungnahme intendieren, sondern "die Mitwirkung" von Artgenossen anstreben ⁴⁾. Sie wirken als Signallaute und schaffen Kommunikation zwischen Rufenden und Hörenden. Kennzeichnend ist ihr Gerichtetsein auf Partner und ein Erwartungsgefühl des Rufenden. Er "erwartet etwas, ist auf ein Kommendes, auf den Erfolg, eingestellt. Dieser Zustand hält ... (den Rufenden) so lange in Spannung, bis eine Reaktion auf den Ruf erfolgt oder bis er durch andere Interessen abgelenkt wird" ⁵⁾.

1) Révész 38 f.

2) Révész 183.

3) Révész 188.

4) Révész 188.

5) Révész 189.

5

Révész unterscheidet auf dieser Stufe: den Zuruf vom Anruf. Der Zurufende nimmt "seine Zuflucht dann zum Zuruf, wenn er die Befriedigung seiner Bedürfnisse von außen her erwartet" ¹⁾. Obschon gerichtet, ist der Zuruf doch nicht an ein bestimmtes Individuum adressiert ²⁾. Hierher gehören im Tierreich u. a. die "Rufe des Muttertieres, um seine Jungen herbeizurufen, sexuelle Lockrufe". Kleine Kinder suchen, wenn sie unerwartet allein gelassen werden, "durch Schrei und andere, mehr differenzierte lautliche Ausdrucks-laute (nä, ä, öö, nu, mme) ... die Umgebung zu veranlassen, in ihrer Nähe zu bleiben oder sich mit ihnen zu beschäftigen" ³⁾.

6

Demgegenüber wendet sich der Anruf "unzweideutig an bestimmte Individuen", nicht nur unbestimmt an die Umgebung. "Das Adressiertsein des Anrufes fordert die unmittelbare Erreichbarkeit, die sinnfällige Anwesenheit des Partners. Daher ertönt er nur dann, wenn der Kundnehmende sich innerhalb des Gesichtskreises oder Hörbereiches des Kundgebenden befindet" ⁴⁾.

Der Anruf hat einen stark imperativen Charakter und ist "an individuelle Erfahrung gebunden, während der Zuruf ... ausschließlich durch Instinkte bestimmt und geregelt wird ... Tiere bzw. kleine Kinder müssen aus eigener Erfahrung lernen, an welche Individuen sie sich wenden müssen. Hund und Katze liegen ruhig auf ihrem vertrauten Platz, ... bis jene schwache Person erscheint, von der sie erfahrungsgemäß ihre Wünsche zu erzwingen vermögen" ⁵⁾. Hinzu kommt, daß Anrufe mit einem "lokalen Hinweis" verknüpft sind. "Das Tier deutet durch Blick und Bewegung den Ort, den Gegenstand und die Person an, auf die es

1) Révész 191.

2) Révész 190.

3) Révész 192.

4) Révész 194.

5) Révész 195.

zielt...". Ein Hund sucht uns auf und versucht "uns mit Lauten und Bewegungen, selbst mit Hilfe der Pfoten, gleichsam zu zwingen, ihm zu folgen" ¹⁾.

7

Von den angegebenen Arten der Lautäußerung unterscheidet sich Sprechen im engeren Sinne dadurch, daß es mittels Zeichen etwas darstellt. Während der Ausdruckslaut bloßes Anzeichen und Symptom ist, der Ruf Aufforderungscharakter besitzt (er ist Appell), "auf ein sofort zu verwirklichendes Ziel gerichtet ist und keine Erwiderung erwartet" ²⁾, vergegenständlichen Laute im Sprechen das, was Wahrnehmung und Vorstellung zeigen. Sprachlaute sind weder Symptom noch Appell.

Jene Vorstufen, Ausdruckslaut und Ruf (Appell), sind aus den menschlichen Lautäußerungen nicht völlig verschwunden. Beim Kinde machen sie sich rein und unverfälscht geltend, nach Erlernung der Sprache begegnen sie weiter in elementaren Lebenssituationen.

V. Gleichartige Bezeichnung des Ähnlichen und Gleichen

Dem noch sprachlosen, aber mitteilungsbereiten Bewußtsein boten sich zur Darstellung von Wahrgenommenem und Vorgestelltem zwei Wege: jedes einzelne Ding und Lebewesen durch ein eigenes neues Zeichen zu benennen, oder für einander ähnliche oder gleiche Dinge bzw. Lebewesen gleiche Zeichen zu verwenden; es boten sich ihm die Methoden des Eigennamens und der Allgemeinbezeichnung.

1) Révész 196.

2) Révész 200.

2

Da Eigennamen den geringsten Bedeutungsumfang haben, hinsichtlich des Allgemeinheitsgrades die unterste Stufe unter den Wörtern einnehmen und weil sie keinerlei Erkenntnis der Gleichheit mehrerer Einzelwesen voraussetzen, könnte man in ihnen die älteste Form sprachlichen Darstellens vermuten. Dieser Annahme widersprechen jedoch allgemeine Überlegungen und die Ergebnisse der historischen Namensforschung.

3

Eigenbenennung des begegnenden Einzelnen, also die logisch elementarste Tätigkeit (die keine Erkenntnis von Gleichheit enthält¹⁾), würde nicht die bevorzugte sprachliche Kategorie des frühen Denkens, weil sie im höchsten Grade unzweckmäßig ist.

Die reale Welt bietet sich dem sprachlosen Bewußtsein als ungeheure Mannigfaltigkeit dar, mit einer unübersehbaren Zahl einzelner Körper (Dinge, Pflanzen, Tiere). Sie zeigt sich in einer Fülle verschiedenartiger Gestalten, Eigenschaften und Veränderungen. Jede Entfernung vom augenblicklichen Standort oder vom Aufenthalts- bzw. Wohnort führt zur Wahrnehmung von weiteren Massen individueller Dinge und Lebewesen. Mit dem Prinzip der Eigenbenennung wäre eine ständige Neuschöpfung von Sprachzeichen zu bisher nicht gesehenen Gegenständen erforderlich gewesen. Die Eigenbenennung jedes Einzelnen überstieg sowohl die sprachliche Erfindungsgabe als auch das Merkvermögen.

Da Individuen eine kürzere Lebensdauer haben als Arten oder gar Gattungen, wäre ein erheblich stärkerer Wandel des Wortschatzes die Folge gewesen. Mit dem Verschwinden von Gegenständen, mit dem Tode von Lebewesen wären bis dahin gebrauchte Wörter ungültig geworden, mit dem Entstehen neuer Einzelwesen hätten neue Wörter gebildet werden müssen.

In vielen Fällen hätte sich ein Eigenname in der Sprachgemeinschaft erst dann durchgesetzt, wenn der individuelle Gegenstand

1) allerdings das Wiedererkennen des identischen Individuums voraussetzt.

nicht mehr existiert hätte.

Schließlich war eine durchgehende Eigenbenennung auch deshalb mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, weil Einzelnes vielfach in Mengen, Scharen, Schwärmen gleichartiger Individuen begegnet. Beim ersten Eindruck ist kaum ein Unterschied zwischen den Individuen festzustellen. Ein Wiedererkennen nach kurzen Zeiten oder auch nach geringer Ortsveränderung des Einzelnen ist kaum möglich und damit die für unmißverständliche Mitteilung erforderliche Eindeutigkeit der Sprachzeichen fast ausgeschlossen.

Auch die sprachgeschichtliche Forschung sieht in der Eigenbenennung kein primäres, sondern ein spätes Sprachverhalten. Zur Bezeichnung von Personen dienen ursprünglich nicht Eigennamen, sondern Allgemeinbegriffe und Kombinationen von Allgemeinbegriffen. Diese drücken entweder einen Wunsch aus, für den Benannten in Zukunft erhoffte Verhältnisse; so sind viele germanische Namen zu verstehen (z. B. Gernot [ahd. gēr nôt] ein Speer im Kampf); oder sie beschreiben mehr oder weniger auffällende Eigenschaften des Benannten.

Darum sind Namenbücher in der Lage, bis auf wenige ungeklärte Formen alle Namen aus Allgemeinbegriffen oder Kombinationen von Allgemeinbegriffen etymologisch abzuleiten.

Eigennamen in der engsten Bedeutung entstehen erst, als die optativen und deskriptiven Allgemeinbegriffe nicht mehr verstanden werden (u. a. weil sie im Laufe der Zeit zu Kurzformen verstümmelt worden sind). Dann ist beim Namen "nicht mehr nach dem Sinn gefragt".

1) vgl. Herrle, Th.: Reclams Namensbuch. 3. Aufl. 1958. S. 5.

Mit Namen dieser Art sind Sprachzeichen entstanden, die nur für dieses Individuum gelten und keine weitere über dieses Individuum hinausgehende, allgemeinere Bedeutung haben, ungeachtet der Tatsache, daß verschiedene Individuen von verschiedenen Personen mit gleichem Namen belegt werden.

Dieselbe Entwicklung von Allgemeinbegriffen, die zur optativen oder deskriptiven Bezeichnung von Individuen verwendet werden, zu bedeutungsleeren, nur für eine Person geltenden Eigennamen, läßt sich bei der Entstehung der Nachnamen verfolgen. Nachnamen werden gebräuchlich, als beim "Anwachsen der Bevölkerung ... der eine Name ... nicht mehr zur Unterscheidung" langt¹⁾. Auch Nachnamen treten zunächst nicht als bedeutungsleere, nur auf eine Person bezogene Lautfolgen auf. Personen werden vielmehr nach ihrer Tätigkeit, ihrer Herkunft oder nach einer anderen Beziehung, in der sie stehen, oder nach auffallenden körperlichen Merkmalen oder geistigen Eigenschaften (de Groote, de Voß usw.) benannt, also mit Allgemeinbezeichnungen, und zwar vorwiegend deskriptiven. Diese begrifflichen Erfassungen von Personen, die eine Subsumtion des Gleichen unter ein Allgemeines darstellen, werden erst im Laufe der Zeit zu Eigennamen engerster Bedeutung, und zwar wenn sich Tätigkeit, Eigenschaft usw. der Person ändern und trotzdem der Name beibehalten wird, und wenn der Name auf Nachkommen übergeht, so daß er nichts mehr über die Natur des Bezeichneten aussagt.

6

Wortbildung auf dem Wege der Eigenbenennung jedes Einzelnen bot - wie wir sahen - unüberwindliche Schwierigkeiten. Dieser Weg

1) Herrle S. 7.

wurde nicht einmal bei der Gewinnung von Bezeichnungen für Personen beschränkt.

Vorherrschende Methode der Wortbildung wurde nicht die punktuelle Eigenbenennung des Einzelnen, sondern die Bezeichnung des in mehreren Individuen wiederkehrenden Gleichen bzw. Ähnlichen, d. h. des Allen-Gemeinen. Sie konnte an ein biologisches, genauer zoologisches Faktum anknüpfen.

7

Die individuellen Gegenstände (Dinge und Lebewesen) zeigen nicht immer Unterschiede; viele Individuen sind sich so ähnlich, daß sie zunächst kaum unterschieden werden können und es einiger Anstrengung bedarf, um abweichende Merkmale zu finden. Auch der tierischen Wahrnehmung erscheint Wirkliches als Ähnliches. Tiere vermögen Ähnlichkeiten zu erfassen. "Jedes lebendige Wesen ... klassifiziert, weil es versteht, in dem Milieu, in dem es sich befindet, aus den verschiedenartigsten Substanzen die Teile oder Elemente herauszuziehen, die dieses oder jenes seiner Bedürfnisse befriedigen können; das übrige wird vernachlässigt. Es isoliert also dasjenige Merkmal, an dem es interessiert ist, es geht geradezu auf eine gemeinsame Eigenschaft aus; mit anderen Worten, es klassifiziert..."¹⁾ Allerdings wird die Ähnlichkeitserfassung "mehr gelebt als gedacht"²⁾. Tiere behandeln bestimmte Arten als Beute. Sie reagieren auf Gleiches in der gleichen Weise.

Nichts war aber natürlicher (jedoch auch zweckmäßiger), als diese Verhaltensweise (auf Gleiches gleich zu antworten) auf das Sprechen zu übertragen, das der Mensch als neue Verhaltensdimension entwickelte.

1) Bergson, H.: Denken u. schöpferisches Werden. 1948. S. 69.

2) Bergson 69.

Da Gleiches bzw. Ähnliches mit dem gleichen Wort bezeichnet wurde, mußte eine Bereitschaft vorhanden sein, bei Wortbildungen Unterschiede zu übersehen und mehreres als das eine Gleiche zu sehen.

Die Subsumtion des ähnlichen Einzelnen unter ein- und dasselbe Sprachzeichen brachte eine ungeheure Verminderung der Erscheinungen.

Die Zahl der Bezeichnungen, die zwecks Darstellung des Gemeinten zu erfinden und einzuprägen waren, wurde erheblich verringert.

Die Fassung eines Allen-Gemeinen (das für vieles steht), d. h. die gleichartige Bezeichnung des Gleichen bzw. Ähnlichen eröffnete dem Denken die Möglichkeit, die unendliche Vielzahl des Einzelnen sprachlich zu beherrschen.

Die Sprachwissenschaft hat festgestellt, daß am Anfang der sprachlichen Entwicklung in der Regel zunächst Gleichheit (Ähnlichkeit) zwischen jenen Dingen und Individuen erkannt wird, die sich nur in wenigen Merkmalen von einander unterscheiden. Nach Kainz ¹⁾ ist der "Wortschatz fast sämtlicher Primitivsprachen dadurch gekennzeichnet, daß er für bestimmte wichtige Sachgebiete reich an Ausdrücken ist, aber nur an Spezialwörtern für konkrete Dinge, wogegen zusammenfassende, allgemeine ... Bezeichnungen selten sind".

Diese Tatsache wird erklärbar, wenn man bedenkt, daß der Wahrnehmung des frühen Menschen, dem keine technischen Mittel der Fortbewegung zur Verfügung standen, nur ein sehr beschränkter Welt-Ausschnitt und damit eine sehr begrenzte Anzahl von Arten der Ding-, Pflanzen- und Tierwelt zugänglich war. Übersichten über die verschiedenen Spezies derselben Gattung in größeren Regionen und schließlich in Kontinenten kamen in späten Kulturstadien in den Blick, als große Entfernungen überbrückt wurden und als die Schrift erfunden worden

1) Kainz, Fr.: Psychologie der Sprache. Bd. 2. 1943, S. 124.

war. Mit den zunehmenden Erfahrungen über die Ding-, Pflanzen- und Tierwelt fremder Regionen wurden Wörter für Gattungen möglich.

Wörter größerer Allgemeinheit, d.h. Wörter die weiteren Umfang besitzen und für eine geringere Zahl gleicher Merkmale stehen, sind in der Regel Spätprodukte der sprachlichen Entwicklung.

VI. Die Natur des Allgemeinen

Allgemeinbezeichnungen stehen für mehrere Dinge und Individuen. Das Wort "Fichte" hat seine Allgemeinheit darin, daß es zur Bezeichnung aller einzelnen Gebilde dieser bestimmten Merkmalskombination verwendet wird. Entspricht dieser Geltungsallgemeinheit von Wörtern ein Allgemeines im Vorstellen oder ein Allgemeines zwischen Vorstellungen und Dingen oder gar in den Dingen selbst?

Im Vorstellen gibt es, worauf schon Berkeley¹⁾ hinweist, nur Einzelvorstellungen. Ich kann mir ein Dreieck, das weder gleichseitig, noch ungleichseitig, oder weder gleichschenkelig noch ungleichschenkelig wäre, nicht vorstellen. Was ich z. B. bei Vernahme des Satzes "Ein Hund überquerte die Straße" assoziiere, ist das Bild einer bestimmten Spezies Hund, eines Foxterriers oder eines Dackels oder eines Pudels und auch die Spezies stelle ich mir nicht allgemein vor, sondern individuell; schwarz oder braun usw.

Die assoziierte Vorstellung ist nur insofern allgemein, als "sie dazu verwendet wird, alle anderen Einzelvorstellungen derselben Art zu repräsentieren"²⁾. Auch hier, wie bei der Geltungsallgemeinheit von

1) Berkeley, George: Abhandlungen über die Prinzipien der menschl. Erkenntnis. X f.

2) Berkeley XII.

Wörtern besteht das Allgemeine nur "in der Beziehung, in welcher etwas zu anderem Einzelnen steht, was dadurch bezeichnet und vertreten wird" ¹⁾.

3

In diesem Zusammenhang ist jene vage Unbestimmtheit zu erwähnen, die allem Vorgestellten gegenüber dem Wahrgenommenen eigen ist. Vorstellungen sind gegenüber Wahrnehmungen "blaß, durchsichtig, ohne volle und satte Farben, ohne scharfe Umgrenzungen nach den Seiten, ärmer an Einzelmerkmalen" ²⁾. So läßt sich sagen, daß "mit dem Vorgestellten eine, wenn auch unscharfe, Verallgemeinerung verbunden" ist ³⁾. Aber dieses unscharfe Allgemeine umfaßt nicht gerade jene Merkmale, die allen Individuen der genannten Art gemeinsam sind und ihm fehlen nicht alle akzidentellen Merkmale.

Eigentliche Allgemeinheit erreicht die vage, aber immer noch Besonderes enthaltende Vorstellung erst dadurch, daß sie in Verbindung mit dem assoziierten Wort für mehrere ähnliche Einzelgegenstände steht.

1) Berkeley XV.

2) Rohrercher 279.

3) vgl. Schneider, Friedr.: Kennen und Erkennen. 1949. S. 437 f.

Es bleibt die Frage, ob das Allgemeine wenigstens etwas in den Dingen sei. Hier besteht die Gefahr, daß wir das, was wir sprachlich gleich ¹⁾ bezeichnen, zu einem tatsächlich Gleichen erheben, und die Gleichheiten zu besonderen Seienden hypostasieren.

Die Frage, ob es Allgemeines in oder an den Einzeldingen gibt, reduziert sich auf die Frage, ob es tatsächlich gleiche Dinge, gleiche Bewegungen, gleiche Eigenschaften und gleiche Beziehungen, d. h. etwas, das mehrerem gemeinsam ist, gibt. Denn wenn es Gleiches wirklich gäbe, d. h. wenn zwei oder mehrere Dinge nicht nur dem ersten Anschein nach und in oberflächlicher Wahrnehmung, sondern nach exaktesten Vergleichen und Abmessungen gleich wären, gäbe es etwas, was diesen Dingen gemeinsam wäre.

Obwohl damit das, worin die Dinge gleich wären, nicht eines, sondern vieles in oder an den Dingen wäre.

Wenn es aber nicht einmal Gleiches gibt, ist die Existenz von Gemeinsamem, das in vielen Einzelnen getrennt auftritt, ausgeschlossen, noch mehr jedoch die eigene Existenz eines Allgemeinen, das sich in den Einzelnen wiederfindet.

Gegenüber gründlicher Untersuchung erweist sich, was zunächst als gleich angesehen wurde, immer als bloß mehr oder weniger ähnlich. Eine wirkliche Gleichheit zwischen Dingen läßt sich weder hinsichtlich ihres Merkmalsgesamtis noch hinsichtlich einer ihrer Eigenschaften und Bewegungen feststellen.

Gleichheit zweier oder mehrerer Individuen hinsichtlich der Gesamtheit ihrer Merkmale würde am ehesten unter Zwillingen erreicht. Aber

1) genau genommen: nicht gleich, sondern ähnlich. Denn sowohl beim Sprechen als auch beim Schreiben fällt ein Wort immer wieder etwas anders aus. Daß ähnliche Lautkomplexe als "gleiche" aufgefaßt werden, zeigt, daß schon in der Wortauffassung ein angleichendes, Abweichungen und Unterschiede übersehendes Denken tätig ist.

sie bestünde tatsächlich nur, wenn in keinem einzigen Merkmal ein Unterschied anzutreffen wäre, wenn exakteste Messungen aller Eigenschaften (Körpergröße, Größe der einzelnen Körperteile, Körpergewicht usw.) jeweils bis auf unendlich feine Grade dasselbe Ergebnis erzielen. Bei geringer Abweichung ließe sich nicht mehr von Gleichheit, sondern nur von Ähnlichkeit sprechen. Solche Gleichheit ist jedoch zwischen Individuen – wenn wir die submikroskopischen Körper außer acht lassen, über die eine Aussage unmöglich ist – nirgends anzutreffen. Auch unter Serienprodukten präzise arbeitender Maschinen sind sie nicht zu finden.

6

Von Individuen einer Art nimmt die gewöhnliche Wahrnehmung an, daß sie wenigstens in den Artmerkmalen übereinstimmen. So sollen Tiger z. B. in den Merkmalen "orange-gelb, quer-schwanz gestreift" übereinstimmen, Löwen in den Eigenschaften "gelbbraun, Schwanz mit dichter Quaste, das erwachsene Männchen mit dunkler Mähne". Aber wie groß ist diese Übereinstimmung zwischen Individuen einer Art tatsächlich? Sie scheint absolut zu sein, wenn man den übereinstimmenden Eigenschaften die Merkmale anderer Tierarten gegenüberhält; z. B. Nicht-Querstreifung, sondern schlichtfarbenes Fell. Alle Tiger haben schwarze Querstreifung, nicht schlichtfarbenes Fell. Querstreifung scheint ein Allgemeines, d. h. allen Tigern Gemeinsames zu sein. Wenn man die "übereinstimmende" Eigenschaft Querstreifung der einzelnen Tiere jedoch genauer vergleicht, finden sich überall Unterschiede der Breite und Linienführung der Streifen. Das Allen Gemeinsame ist nicht wirklich gleich, sondern nur ähnlich. Der Eindruck eines den Tigern Gemeinsamen entsteht, wenn man die Fellmuster anderer Katzenartigen betrachtet, er verschwindet, wenn man die Individuen der Art "Tiger" vergleicht.

Die Art-Gleichheit der Individuen einer Art untereinander ließe sich aber nur dann behaupten, wenn sie in allen der Art wesentlichen

Merkmale übereinstimmen. Aber bei jeder einzelnen Eigenschaft erweist sich die angenommene Gleichheit in Wirklichkeit als bloße Ähnlichkeit.

7

Entspricht wenigstens der Geltungsallgemeinheit von Bewegungswörtern ein Allgemeines in den Bewegungen? Das Wort "fliegen" wird für viele Fortbewegungen von Lebewesen in der Luft verwendet, und doch lassen sich nicht nur die Bewegungsweisen verschiedener Tierarten beim Fliegen nicht als gleich ansehen, sondern auch die Bewegungsformen einzelner Individuen derselben Art nicht. Ja selbst die Flugbewegungen eines einzigen Tieres weisen untereinander wenn auch geringe Ablaufsdifferenzen auf.

Nun läßt sich nicht bezweifeln, daß das Gemeinsame allen Fliegens ist: Fortbewegung in der Luft. Aber diesem Gemeinsamen entspricht in der Realität keine Gleichheit der als Fliegen bezeichneten Flugbewegungen. Ebenso wenig existiert neben den konkreten, voneinander verschiedenen Flugbewegungen, ein schematisch vereinfachtes Fliegen in den einzelnen Flugbewegungen.

8

Wenn sich nun alles zunächst gleich erscheinende und als gleich behauptete letztlich als bloß ähnlich herausstellt, ist nicht nur die Existenz von wirklich gemeinsamem, das in mehrerem Einzelnen getrennt auftritt, ausgeschlossen, sondern noch viel mehr die selbständige, eigene Existenz eines Allgemeinen, das sich in allen ähnlichen Individuen einer Art wiederfindet.

VII. Die Bedeutung der Wörter als Verwendungsgewohnheit

1

Die Natur des sprechenden Erfassens von Dingen ist weiter zu klären durch eine vorgängige Analyse der "Bedeutung" der Wörter.

Husserl sieht in Wortbedeutungen objektive, ideale Gebilde, die, obwohl sie in Wörtern ausgedrückt werden, unabhängig von diesen existieren. Sie bilden wie die Zahlen "einen ideal geschlossenen Inbegriff von generellen Gegenständen, denen das Gedacht- und Ausgedrücktwerden zufällig ist" ¹⁾.

Nach Rickert sind "Wortbedeutungen weder wirkliche Worte noch psychische Realitäten wie die des Meinens oder Verstehens", sondern "logische, also rein theoretische Gebilde" ²⁾.

Alexander Pfänder setzt den "Bedeutungsgehalt" eines Wortes mit dem "Begriff" gleich ³⁾.

Die genannten Denker nehmen neben den Wörtern, neben den Wahrnehmungen bzw. Vorstellungen von Gegenständen und neben den in Wahrnehmung bzw. Vorstellung repräsentierten Gegenständen eine vierte Schicht, die Ebene der Bedeutungen (Begriffe) an, denen sie ideales Sein und Unveränderlichkeit zusprechen.

Ist eine solche Annahme gerechtfertigt?

2

Unter den Wahrnehmungen und Vorstellungen von Gegenständen sind, wie allgemein zugegeben wird, solche (gleichen) Bedeutungen nicht zu finden.

Was Wahrnehmende perzipieren, wenn sie einen Satz ("Das ist Wilhelm Müller", "Der Apfelbaum blüht") aussprechen oder hören, läßt

1) Husserl, E.: Logische Untersuchungen II. Halle 1901. S. 105

2) Rickert, H.: Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. 1921. S. 30.

3) Pfänder, A.: Logik. 2. Aufl. 1929. S. 272.

sich nicht als gleich bezeichnen. Es unterscheidet sich je nach dem räumlichen Standpunkt, den sie gegenüber dem Objekt einnehmen.

Ebenso sehr differieren die Vorstellungen, die anlässlich des "gleichen" Wortes assoziiert werden. Das Wort "Rhein" ruft in dem einen die Vorstellung eines Wasserstromes, der unmittelbar vor seinem Hause vorbeizieht, wach, in einem anderen das Bild jenes schimmernden Bandes, das unten am Hang zu sehen ist, in einem dritten die Vorstellung einer gewundenen schwarzen Linie auf einer Landkarte. Selbst die Vorstellungen, die das "gleiche" Wort in derselben Person wachruft, wechseln.

Auf der Ebene der Wahrnehmungen und Vorstellungen lassen sich gleiche Bedeutungen, erst recht aber identische Bedeutungen von Wörtern im Sinne eines idealen Seins nicht finden. Weder die den Eigennamen (Wilh. Müller, Rhein) noch die den Allgemein-Wörtern (Apfelbaum, Hund) entsprechenden Wahrnehmungen bzw. Vorstellungen sind gleich oder gar identisch.

3

Nun spricht auch die Umgangssprache von der Bedeutung eines Wortes. "Ein Wort hat diese oder jene Bedeutung". Welche Bedeutung hat das Wort Bedeutung in dieser oder in ähnlichen Wendungen? Jedenfalls nicht die eines Identischen oder gar idealen Bedeutungsseins. Gemeint wird: Wörter sind Zeichen und genügen nicht sich selbst wie musikalische Tonfolgen. Sie bedeuten etwas. Mit einem Wort deutet der Sprechende auf etwas hin, das im akustischen Material des Wortes als solchem nicht enthalten ist.

Das aber, auf was er hindeutet, sind nicht Wahrnehmungen oder Vorstellungen, erst recht nicht Bedeutungen, sondern wahrgenommene bzw. vorgestellte Gegenstände und Sachverhalte.

4

Zweitens ist in der Rede von der Bedeutung der Wörter gemeint, daß diese auf etwas bestimmtes und nicht auf jedes oder beliebiges hindeuten. In historischen Prozessen wurden Wörter Zeichen für be-

stimmte Gegenstände; Eigennamen wurden Zeichen für denselben Gegenstand, Allgemeinwörter Zeichen für gleichartige Gegenstände. Wenn wir, weil sie auf bestimmtes hindeuten, sagen, daß sie eine bestimmte "Bedeutung haben", kann das nicht heißen, daß ihnen außer bestimmten Wahrnehmungen bzw. Vorstellungen und außer den durch sie repräsentierten Gegenständen noch ein weiteres, eben Bedeutungen entsprächen. Eine "Bedeutung haben" meint die Tatsache, daß ein Wort als Zeichen für eine bestimmte Klasse gleichartiger Gegenstände steht oder verwendet wird. Die bestimmte Bedeutung eines Wortes ist dieses Faktum seiner gleichen Verwendung. Die Bedeutung eines Wortes erfassen heißt nicht ein ideales Gebilde erfassen, sondern erkennen, welchem Gegenstande bzw. welcher Gegenstandsklasse das Wort gewöhnlich zugeordnet wird.

Aus diesem Faktum der gleichartigen Verwendung eines Wortes folgt als Bedingung verstehbaren Sprechens: verstanden werde ich nur, wenn ich Zeichen den Gegenständen zuordne, denen sie die Gemeinschaft, in der ich lebe, zuordnet. Diese Bedingung begründet das Postulat zweckmäßigen Sprachverhaltens: Verwende ein Wort als Zeichen für jene Gegenstände, für die der Mitteilungspartner es verwendet.

Mit dieser Interpretation des Wortes "Bedeutung" läßt sich das Phänomen des Bedeutungswandels von Wörtern widerspruchsfrei beschreiben.

"Zwischen Zeichen und Bezeichnetem besteht keine naturgegebene Verknüpfung", wie etwa zwischen Symptom und dem, was das Symptom anzeigt.¹⁾ Die Verknüpfung zwischen Laut-Zeichen und Bezeichnetem "ist erst vom Menschen gestiftet und kann beliebig geändert werden".²⁾

Im Laufe der Geschichte einer Sprache ändern zahlreiche Wörter ihre Bedeutung, d. h. diese Wörter werden nach gewissen Zeiten zur Bezeichnung anderer Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gegenstände verwendet

1) Kraft, Viktor: Erkenntnislehre, 1970. S. 44.

2) Kraft 44

(schlecht bezeichnete ursprünglich den Sachverhalt "schlicht").

6

Gegen die Existenz von Bedeutungen als idealen Gebilden sprechen auch folgende Überlegungen. Entweder haben alle Wörter eine solche Bedeutung oder nur eine Gruppe von Wörtern.

Das erstere ist sicher auszuschließen. Eigennamen dienen zur Bezeichnung eines einzigen Einzelnen. "Gottfriedwilhelmleibniz", "Rügen", "Australien" bezeichnen je ein Einziges. Niemand wird dieser Gruppe sprachlicher Zeichen Bedeutungen im Sinne logischer, rein theoretischer, idealer Gebilde zuordnen wollen. Für diesen Fall müßte entweder mit jeder Eigennamengebung die ideale Bedeutung des Eigennamens entstehen (Ideales entsteht jedoch nicht) oder es müßte zu jedem Individuum (Mensch, Tier, künstlicher Gegenstand) - denn es kann einmal benannt werden - "von Ewigkeit her" eine ideale Bedeutung existieren; beides ist gleich absurd.

Zu ebenso großen Schwierigkeiten führt die Annahme der Existenz idealer Bedeutungen für den Teil der Wörter, die zur Bezeichnung der untereinander ähnlichen Einzeldinge, ähnlichen Einzelwesen, ähnlichen Bewegungen usw. dienen. Nach Husserl können die idealen Bedeutungen, obwohl ihnen das Gedacht- und Ausgedrücktwerden zufällig ist, gedacht werden. Dieses Denken idealer Bedeutungen, d. h. von Bedeutungen, die u. a. in ihrem Gehalt exakt abgegrenzt sind, kann offensichtlich bei Verwendung vieler Allgemein-Wörter nicht vorliegen. Denn der Anwendungsbereich vieler Wörter ist nur mangelhaft abgegrenzt. Es fehlen verbindliche und gültige Anwendungsgrenzen besonders bei umgangssprachlichen, aber auch bei wissenschaftlichen Ausdrücken. Bis zu welcher Höhe werden Bodenerhebungen "Hügel", ab welcher Höhe werden sie "Berg" genannt?

Von welcher Entwicklungsstufe an werden Primaten als Menschen bezeichnet? Eine eindeutige Definition der Gattung Mensch konnte die Anthropologie bislang nicht vorlegen. Die Verwendungsbereiche dieser Wörter (Hügel, Berg, Mensch) sind nicht abgegrenzt, d. h. die Wortbedeutungen sind nicht streng bestimmt, also können es nicht die idealen Bedeutungen sein, die bei diesen Wörtern gedacht werden, denn ideale Bedeutungen sind vollkommen und eindeutig.

7

Haben wenigstens definierte Wörter eine ideale Bedeutung? Werden wenigstens in Definitionen ideale Bedeutungen gedacht oder durch Denken berührt? Definitionen sind Akte wissenschaftlichen Denkens und uns besonders geläufig aus der Mathematik, aus den exakten Naturwissenschaften und aus der Rechtswissenschaft. Aus letzterer möge ein erläuterndes Beispiel herangezogen werden.

"Wer eine fremde bewegliche Sache einem anderen in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen[begeht Diebstahl und]wird wegen Diebstahl mit Gefängnis bestraft" (StGB § 242).

Offensichtlich wird auch in dieser Definition des Wortes "Diebstahl" der Wort-Verwendungsbereich nicht absolut exakt abgegrenzt, also eine ideale Bedeutung, die doch vollkommen eindeutig sein muß, nicht erfaßt und gedacht. Denn die Definition ist eine Umschreibung des Wortes durch andere Wörter, die selbst nicht definiert sind und deren Anwendungsbereich sich vielfach gar nicht exakt abgrenzen läßt. Was heißt "Absicht"? Es gibt unendlich viele verschiedene Grade der Bewußtheit, Klarheit und Vehemenz der Zwecksetzung. Man kann die Gesamtheit aller Handlungen nicht so leicht in absichtliche und unabsichtliche einteilen. Was heißt ferner "fremde Sache"? Es gibt zahllose Formen von Eigentumsverhältnissen, die nicht alle durch Begriffe und Definitionen geklärt sind. In der Rechtspraxis entzündet sich der Streit der Meinungen gerade an solchen zur Definition verwendeten, selbst nicht

definierten Wörtern.

In solchen Definitionen werden keine absolut exakten Anwendungsgrenzen von Wörtern ermittelt und damit auch keine idealen Bedeutungen gefaßt und gedacht.

Können ideale Bedeutungen wenigstens Gegenstand mathematischen Denkens sein? Auch diese Annahme wird sich als falsch erweisen (s. Kap. XXX).

VIII. Konventionalisierung der Bedeutung

Verständigung (Zweck der darstellenden Lautäußerung) setzt Einigkeit über die für Gemeintes zu verwendenden Zeichen voraus. Die Einigung erfolgte im Laufe der Sprachentwicklung sicher nicht durch Beratung und formellen Vertrag, so wie in neueren Zeiten optische oder akustische Zeichensysteme für bestimmte Sachverhalte entworfen, beraten, verbessert und beschlossen werden. Sie entwickelte sich in stillschweigender und allmählicher Übernahme der Wortlautzeichen, die von sprachschöpferisch begabten Personen erstmalig für Neues geprägt worden waren. Dieser Vorgang der stillschweigenden Annahme von Wortlautzeichen für ein bisher nicht oder anders Bezeichnetes wiederholte sich in jedem Sprachkreis unzählige Male und wiederholt sich noch heute.

Die mangelnde formelle Einigung aller Sprechenden eines Stammes oder Volkes über eine Wortneuschöpfung erklärt die vielfach langsame Ausbreitung der Wortzeichen und die Tatsache, daß ein Wort oder eine Bedeutungsverschiebung oft nicht in allen Teilen der Sprachgruppe gilt.

Manche Wortlautneubildungen bleiben auf den Augenblick eines einzigen Mitteilungsvorganges oder auf die Anwendung in einer kleinen Gruppe (z.B. Familie, Berufsgruppe usw.) beschränkt.

IX. Das "Problem" des unanschaulichen Denkens

1

Wie die Wörter "Allgemeines" und "Bedeutung" hat die Wendung "unanschauliches geistiges Denken" in der Theorie der theoretischen Verhaltensweisen Verwirrung gestiftet.

Unanschaulichkeit ist von Allgemeinheit und Abstraktheit zu unterscheiden. Allgemeinheit besitzen - wie wir sahen - alle Wörter, die nicht (wie Eigennamen) nur zur Bezeichnung eines Individuums dienen, sondern zur Bezeichnung einer Mehrheit untereinander ähnlicher ("gleicher") Dinge, Eigenschaften, Relationen, Veränderungen. Größte Allgemeinheit besitzt das Wort, das zur Bezeichnung aller Etwasse verwendet werden kann ("Sein").

2

Abstrakte Wörter fassen real Unselbständiges (Eigenschaften, Veränderungen, Beziehungen selbständiger Dinge) als logisch Selbständiges (die Rote, das Fliegen, das Mitsein, die Nähe). Abstraktion ist die getrennte Erfassung des real Unselbständigen (s. Kap. XXXII).

3

Anschaulichkeit von Begriffen im strengen Sinne bemißt sich nach der Anschaubarkeit der durch Wörter bezeichneten Objekte. Danach sind alle jene Wörter, die Anschaubares, d. h. optisch Wahrnehmbares bezeichnen (Pferd, rot, winken) anschaulich; und je allgemeiner ein Wort verwendet wird, desto weniger Anschaubares wird ihm in der Vorstellung zugrundeliegen (da in einem allgemeineren Wort weniger Merkmale erfaßt sind, in "Säugetiere" weniger als in "Pferd"), ohne daß die Anschaulichkeit jedoch je ganz aufhört.

Demgegenüber bleiben Wörter für Akustisches, für Tastqualitäten,

Gerüche unanschaulich, da ihnen (z. B. "Knall!", "kalt!", "duftend") keine Anschauung entspricht. Das bedeutet nicht, daß ihnen keine sinnliche Erinnerung korrespondiert. Wir erinnern bei dem Wort "kalt" den ins Gesicht schneidenden Wind; abgesehen davon, daß sich solchem Wort in der Erinnerung dazu Optisches assoziieren kann (z. B. mit Raureif bedeckte Pflanzen).

Bezeichnungen für Akustisches und in anderen nicht-optischen Wahrnehmungen Gegebenes sind zwar unmittelbar unanschaulich, aber nicht unsinnlich, da sie von Erinnerungen (oder Wiederholungen) sinnlicher Erregungen begleitet sind, oder sogar von Anschauungen dessen, mit dem das Unanschauliche in der Realität irgendwie verknüpft ist.

Schließlich gibt es Gegenstände, die nicht nur unanschaulich, sondern auch in keiner anderen Weise äußerlich wahrnehmbar sind (Durst, Depression, Recht, Pflicht). Deswegen kann die sprachliche Darstellung nicht von ihrer Anschauung und von ihrer sinnlichen Präsenz begleitet sein. Dieser Mangel führt jedoch nicht zur "Unanschaulichkeit" im Sinne reiner "Geistigkeit" solchen Sprechens. Solange Sprechen nicht gedankenleeres (besser: vorstellungsleeres) Nachplappern ist, wird es von Reproduktionen sinnlicher Erlebnisse, oft von Anschauungen begleitet. Bei der Aussage "Er hat Durst" z. B. assoziiere ich einen Menschen, den trinkt. Sind mangels konkreter Erfahrung keine Gegenstandserinnerungen beim Hören von Worten möglich, rekuriert das Erinnerungsvermögen oft auf das Schriftbild des Wortes.

5

Nach Wittgenstein "fungieren die Wörter als Signale, die automatisch das Verhalten dirigieren, ohne daß ihre Bedeutung als eine Vorstellung oder als ein abstrakter Gedanke oder auch nur als dunkles Wis-

sen im Bewußtsein auftritt" ¹⁾.

Es wäre falsch, wenn man damit aussagen wollte, daß Wörter lediglich Handlungen auslösen, das trifft nicht einmal für Befehle zu, geschweige denn für behauptende Mitteilungen. Der Befehl "Fahr zum Kaufhaus und kauf dort ein Fahrrad" kann doch wohl nur ausgeführt werden, wenn sich der Angeredete zumindest das Kaufhaus, ein Fahrrad und sich als fahrenden und kaufenden vorstellt. Eine bloß akustische Wahrnehmung der Lautzeichen des Befehls ohne erlernte Assoziation der den Zeichen zugehörigen Vorstellungen und der in der Vorstellung erfaßten Gegenstände, und zwar gemäß der in der Sprachgemeinschaft üblichen Zuordnung, wird niemals zur Ausführung des Befehls führen.

Richtig ist Wittgensteins Zitat, wenn es die Meinung ausschliesse, daß die Bedeutung der Zeichen ein eigenes Phänomen neben den individuellen Vorstellungen und der gegenständlichen Welt darstelle.

X. Wortbildung durch Lautnachahmung

1

In der Entwicklung von Laut-Zeichen (als Mittel der Darstellung und Mitteilung von Wahrgenommenem und Vorgestelltem) bediente sich das Bewußtsein verschiedener Methoden. Wörter wurden – um nur einige dieser Methoden zu nennen – durch lautliche Nachahmung des Darzustellenden gebildet; vorhandene Wörter wurden abgewandelt (Flexion), in ihrer Bedeutung erweitert, im übertragenen Sinne gebraucht (Metapher), Wörter fremder Sprachen wurden übernommen.

2

Unter diesen Methoden hat die lautliche Nachahmung ²⁾ am Anfang die

1) zit. nach Kraft, V.: Erkenntnislehre. 1960. S. 54

2) Lautnachahmung mit dem Zweck etwas darzustellen, ist scharf von zweckfreier Schallnachahmung zu unterscheiden, die mit den Nachahmungslauten keine Zeichenbedeutung verbindet.

größte Bedeutung, denn sie besaß größte Zweckmäßigkeit. Sie verlangte weder eine besondere Erfindungsgabe noch erforderte sie eine Eini- gung über die Bedeutung der als Zeichen verwandten Laute. Je unmittel- barer der gemeinte Gegenstand oder Vorgang durch Wiederholung von Lauten repräsentiert werden konnte, desto weniger war eine Verabre- dung über die Bedeutung der Laute zwischen Redendem und Hörendem notwendig.

3

"Für die Einschätzung der Schallnachahmung als wortschöpferische Quelle" darf man, wie Hilmer ¹⁾ mit Recht bemerkt, nicht die Zahl der Wörter ansetzen, in denen man heute noch "unmittelbare Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung erkennen kann oder zu erkennen glaubt... Denn einerseits empfindet man viele Bezeichnungen, die unmittelbar aus Schallnachahmungen entspringen,... gar nicht als schallnachah- mend, und andererseits fühlt man leicht da noch einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Laut und Bedeutung heraus, wo Laut- und Bedeutungswandel, oder beide diese Entwicklungen, ihn längst zer- stört haben".

4

Unmittelbar nachgeahmt werden konnten zumindest alle akustischen Erscheinungen. Darum begegnet die Wortbildung durch Lautnachah- mung zunächst vor allem bei Bezeichnungen von Hörbarem, wie es bei Schlagen, Stoßen, Fallen und Brechen von Gegenständen, bei Tierlauten und, wenn Lebewesen sich fortbewegen, auftritt.

Nachahmungslaute wurden nicht nur isoliert wiederholt, sondern auch zur Bildung der im Satz vor allem maßgebenden Wortkategorien (Verbum und Substantiv) verwendet.

1) Hilmer, H.: Schallnachahmung, Wortschöpfung u. Bedeutungswandel.. 1914. S. 15.

Besonders Verben wurden in zahlreichen Fällen aus Schallnachahmungen abgeleitet: knattern, rattern, ratschen, rasseln, prasseln, knittern, knistern, plumpsen, glucksen, schnattern, gackern, brüllen, zirpen, piepen, schlürfen, fauchen, hauchen, ächzen, krächzen, röcheln usw. Der onomatopoetische Charakter dieser Wörter steht außer Zweifel. Sie ahmen etwas Hörbares mehr oder weniger genau nach und bezeichnen es dadurch.

5

Mit den Schallnachahmungen der isolierten und der verbalen Form waren Lautzeichen gewonnen, die dann auch für etwas verwendet wurden, das selbst nicht akustisches Geschehen ist. Schallnachahmungen wurden zu Lautzeichen für die den Laut erzeugenden Gegenstände und Wesen. Dietr. Behrens und Magd. Karstien ¹⁾ haben nachgewiesen, "daß Geschütz, Geschoß oder auch der Schütze nach dem erzeugten Laut benannt werden", entweder "unmittelbar aus dem lautmalenden Ausruf" ("Ratschbum") oder "unmittelbar aus den lautmalenden Verben, wie z.B. Knarre und Brummer" oder "durch Zusammensetzung eines dem zu benennenden Gegenstand ähnelnden Dinges" ("Knallidosen", Knallerbsen").

Auf demselben Wege sind Bezeichnungen für manche Tierarten entstanden, wie sich in folgenden etymologischen Ableitungen ²⁾ erkennen läßt.

1) Behrens, Dietr. u. Magd. Karstien: Geschütz- und Geschoßlaute im Weltkrieg. 1925. S. 24 f.

2) Winteler, J.: Naturlaute und Sprache. 1892.

lat. Artname	Ruf	Artname
(Bestimmungen in naturkundl. Werken)		
fringilla caelebs	pink, fink "einer der bekanntesten Schläge beginnt mit fri"	adh. finco, fincho frz. pinçon lat. fringilla
ardea cinerea	kreischendes kräik	ahd. reigaro, heigaro schweiz. reigel dt. Reiher
anser cinereus	Lockstimme: gahkahkagkak, welches in gihkgack übergeht	griech. χήν lat. anser dt. Gans
vanellus cristatus	kiwit	engl. peewit frz. (umgedeutet) dixhuit dt. Kiebitz
pavo cristatus	pao	griech. παῶς lat. pavo dt. Pfau
oriolus galbula	piripiriol ditleo gidaditleo dütliuo gidilio gidleah	lat. oriolus franz. loriot dt. Pirol
sturnus vulgaris	Lockton: stoär; scheer; squär	griech. στῆθος (für στῆθος) lat. sturnus dt. Star

Die Bezeichnung von lauterzeugenden Dingen und Lebewesen, die selbst nichts Lautliches oder Akustisches sind, mittels Nachahmung von Lauten, die sie gelegentlich hervorrufen, eröffnete dem Bewußtsein einen breiten Weg, etwas sprachlich zu erfassen.

6

Von Schallnachahmungen wurden jedoch nicht nur Bezeichnungen der lauterzeugenden Gegenstände abgeleitet, sondern ebenso häufig Wörter für nicht lauthafte Wirkungen des lauthaften Vorganges. So bedeutet "Knupp" Stoß, Schlag und die davon herrührende Beule ¹⁾. "Tapp" meint den lautlichen Vorgang des Schreitens. Davon leitet sich "Tappe" her, das nicht nur einen breiten, plumpen Fuß, sondern auch die Spur eines solchen Fußes bezeichnet ²⁾.

"Ein Schlag, besonders mit einem harten Werkzeuge, zersplittert oft das Ding, das er trifft, oder spaltet Teile davon ab. So entstehen Wörter wie: 'knack, der Ton des Klopfens' und 'Knack, Steinknack zur Unterlage der Eisenbahngleise' " ³⁾.

"Ein Ding kann brechen und so Stücke (Körper), Hervorragungen und Vertiefungen bilden, ohne daß eine Schlagbewegung wahrgenommen wird. Häufig führen solche Brüche zur Bildung von Spalten, Rissen, von Vertiefungen also. Dies kommt oft in der Sprache zum Ausdruck. Vergleiche: 'knacken, crepare, von gewissen scharfen Tönen, hauptsächlich von etwas Hartem, Sprödem, das bricht oder zu brechen droht' und 'Knack, der Riß, Bruch selbst' " ⁴⁾.

"Manchmal bleiben beim Brechen eines Dinges die Teile in einem Punkte zusammen in der Weise, daß sie eine Ecke, einen Winkel, ein Knie bilden, so daß sie ebensowohl zur Vorstellung einer Einbuchtung (Vertiefung) wie einer Ausbuchtung (Erhöhung) Anlaß geben. Vergleiche

-
- 1) Hilmer 101
2) Hilmer 101
3) Hilmer 102
4) Hilmer 102 f.

die folgenden Wörter: 'knicken, von einem kurzen scharfen Tone, besonders wie er durch ein Brechen oder Bersten erzeugt wird'; 'knicken, zur Hälfte, nicht völlig brechen!'; 'Knick, die Ecke, welche eine gerade, in ihrer Richtung unterbrochene Linie macht!'; 'Knick, die Beugung im Nacken, das Genick' ¹⁾.

Als Einwand gegen die große Bedeutung der Lautnachahmung für die Sprachentwicklung wird angeführt, daß die Lautgestalt der "angeblichen" Onomatopoetika in den verschiedenen Sprachen sehr stark voneinander abweiche. Onomatopoetika seien keineswegs echte Imitationen, worüber uns jedes beliebige Vorkommnis, so z. B. der Umstand belehre, daß der Hahn auf deutsch kikiriki, auf englisch cock-a-doodle-doo ²⁾ schreie.

Auch Behrens und Karstien räumen in ihrer Untersuchung ein, daß Lautnachahmungen, "von der Bezeichnung einzelner besonders charakteristischer Laute, wie beispielsweise dem 'tac-tac' der Maschinengewehre, abgesehen, in den beiden Sprachen [Deutsch und Französisch] selten vollständig übereinstimmen" ³⁾. Aber sie ziehen aus der feststellbaren Verschiedenheit der Laute für dieselben Naturlaute nicht wie Klages den Schluß, es seien keine Nachahmungslaute.

In der Tat läßt sich die Verschiedenheit leicht anders erklären. Wahrnehmung und Wiedergabe von Geräuschen und anderen akustischen Erscheinungen hängen "von der geistigen Verfassung des Beobachters ab. Die Schärfe der Sinne... spielt hierbei eine wesentliche Rolle. Der eine ist im Stande, feine Unterschiede herauszuhören und sie dank der Stärke seiner Erinnerung und seiner guten sprachlichen Begabung wiederzugeben, während ein anderer sie überhaupt nicht wahrnimmt, oder

1) Hilmer 103

2) Klages, Ludw.: Grundlegung d. Wissenschaft vom Ausdruck.
7. Aufl. 1950. S. 262.

3) Behrens u. Karstien 74.

sie nicht wiederzugeben vermag" ¹⁾.

Ferner ist es überhaupt schwierig, Naturlaute genau wiederzugeben, teils weil sich (wie etwa bei den Lauten von Schlag, Stoß, Fall, Bruch) die Entstehungsbedingungen wegen materieller Unterschiedlichkeit der Lauterzeuger (Stein, Holz, Metall u. dgl. – menschliche Stimmorgane) nicht wiederholen lassen, teils weil sich bei noch so scharfem Hinhören exakte Lautwerte nicht erkennen lassen.

Letzteres erklärt, daß manchmal alle Verschußlaute in Onomatopoeika als gleich exakt und richtig anzusehen sind ²⁾. Wenn zur Bezeichnung des Vanellus cristatus (engl. peewit, frz. dixhuit, dt. Kiebitz) das Englische einen labialen, das Französische einen dentalen und das Deutsche einen gutturalen Verschußlaut formt, dürfen wir nicht auf mangelnde Nachahmungsabsicht schließen. Die Undeutlichkeit des wahrgenommenen Naturlautes läßt verschiedene Ausdeutungen und Formungen zu.

8

Die Methode, Wörter durch Lautnachahmung zu bilden, hatte ihre Grenze, darin, daß nur Akustisches stimmlich nachgeahmt werden kann. Diese Grenze wurde, wie wir sahen, dahingehend überschritten, daß mit nachgeahmten Lauten nicht selten auch die lauterzeugenden (jedoch nicht mit dem Lautvorgang identischen) Gegenstände bezeichnet wurden, ferner die (nicht lauthaften) Wirkungen des lauthaften Vorganges. So waren weitere Bereiche des Wirklichen sprachlich erschlossen.

9

Man erkennt die Nachahmung als Prinzip der Wortbildung, wenn man glaubt, daß sie sich auf die Erzeugung von naturähnlichen Stimmlautfolgen beschränkt habe.

1) Behrens u. Karstien 9

2) vgl. Winteler 34

Manche Wörter sind Nachahmungen, indem mit ihnen Bewegung und Zustand der Sprechorgane an zu bezeichnende Bewegungen und Zustände angeglichen werden.

Der r-Laut z. B. entsteht durch rhythmische Bewegung der Zungenspitze. Man verlieh ihn vorzugsweise "an rhythmische Vorgänge, die geräuschlos verlaufen, also lautmalerisch nicht darstellbar sind, z. B. in den Worten...vibrieren...flimmern...prickeln" ¹⁾.

Die Vokale e und i und die Konsonanten g, k, ng, f, pf, ch, kn werden durch gewisse Engstellungen der Mundwerkzeuge gebildet, und "ihre Aussprache ist mit der Empfindung 'Enge im Mund' verknüpft" ²⁾. Sie wurden vorwiegend "zur Veranschaulichung der Vorstellung des Engen" verwendet, (z. B. kneifen, knapp, kneten, knoten, knüllen). Zahlreiche Beispiele von Nachahmungen dieser Art, die die Wortbildung beeinflussen, werden von H. Strehle aufgeführt.

XI. Wortbildung durch Wortübernahme

Ein großer Teil der prähistorischen und historischen Wortbildung erfolgte durch Übernahme bereits geprägter Wörter. Wortbildung durch Übernahme schon vorhandener Wörter läßt sich noch heute besonders überall dort beobachten, wo es gilt, sehr spezielle noch unbestimmte Dingqualitäten (spezielle Farben, Gerüche, Gestalten) zu bestimmen.

Für Farbnuancen und seltene Farben beispielsweise gibt es in den

1) Strehle, H.: Vom Geheimnis der Sprache. 1956. S. 73.

2) Strehle 117.

Sprachen keine Wörter und wir "sind zuweilen in Verlegenheit, wie wir die Farbe bestimmen sollen" ¹⁾. Farben wie auch Gestalten sind optische Qualitäten und nicht lautlich nachahmbar. Ein großer Teil der sie bezeichnenden Wörter wurde, wie die Erfahrung zeigt, durch Übernahme schon vorhandener Wörter für solche Objekte gewonnen, an denen das zu Bestimmende vorzugsweise gefunden wird (oliv, Olive; birnenförmig Birne).

2

Schwierigkeiten bereitete ebenso die Bildung von Wörtern für Psychisches (Erlebnisse, Gefühle, Stimmungen), das nicht nur nicht akustisch, sondern auch in keiner anderen Weise sinnlich, d. h. den äußeren Sinnen wahrnehmbar ist. Die Etymologie einiger heute verwendeter Wörter für psychische Zustände und Akte beweist, daß das zur Sprache tendierende Bewußtsein auch hier zumindest in vielen Fällen auf bereits vorliegende Wörter zurückgriff. Nach Wahrig (Deutsches Wörterbuch) sind folgende Ableitungen erkennbar.

Scham (< mhd. scham(e), schem(e) "Scham(gefühl) ...; got. *skama; zu idg. *kam, kem, "bedecken, verhüllen"),

Schande (< ahd. scanta, scanda, got. skanda zu idg. *(s) kam "bedecken, verhüllen"),

Gier (< ahd. giri "Begierde", zu ahd. ger. "verlangend", ... zu idg. *ghi- "den Mund aufsperrn"),

Zorn (< ahd. zorn, ags. torn, eigtl. "Gemütsverfassung, in der man etwas herunterreißt"; zu idg. *der-, dr- "schinden, Rinde abreißen" verwandt mit zerren, zart u. trennen),

Angst (< ahd. angust < vorgerm. *anghosti; zu idg. *angh- "eng"),

Wut (< mhd., ahd. wuot "Raserei < ahd. wuot "rasend"),

bang (< be + ange; zu eng, Angst),

1) Kramár, U.: Neue Grundlagen zur Psychologie des Denkens. 1914. S. 35.

- trauern (<mhd. truren<ahd. trüren "die Augen niederschlagen"),
froh (<ahd. frao, fro "froh"; urspr. "schnell, eilig", zu idg. *preu- "springen"),
Zweck (<ahd. zwec "Holznagel, bes. der im Mittelpunkt einer Zielscheibe befindliche", daraus seit dem 15. Jh. "Ziel des Scheibenschießens", auch im übertrag. Sinne: "Ziel einer Bemühung"),
hoffen (<mhd. hoffen, engl. hope; vermutl. verwandt mit hüpfen),
erschrecken (<ahd. screckan "springen" [aufspringen], z. B. erhalten in "Heuschrecke"),
begreifen (<greifen).

In allen Beispielen wird die Bezeichnung für ein bestimmtes äußeres Verhalten (bedecken, verhüllen, den Mund aufsperrn, abreißen, die Augen niederschlagen usw.) verwendet für bzw. übertragen auf den dem Verhalten je entsprechenden Erlebniszustand oder psychischen Akt, obwohl - und das unterscheidet diese Übertragungen von den in XI, 1 genannten - kaum eine Gleichheit oder Ähnlichkeit zwischen ursprünglich gemeintem und mitbezeichnetem, d. h. hier zwischen Verhalten und Erleben besteht. -

Wortübernahme als Prinzip der Wortbildung ist auch in den zahlreichen Wortzusammensetzungen anzutreffen.

XII. Sprachliche Bezeichnung des real Selbständigen

1

Das Bewußtsein wählte - wie wir sahen - statt einer Eigenbenennung des individuellen Wirklichen, die unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete, die Methode der allgemeinen Bezeichnung. Gleiche (besser: ähnliche) Gegenstände wurden durch gleiche Wörter bezeichnet.

Um mehrere Gegenstände als gleich fassen zu können, war es notwendig, von ihren Unterschieden (kein Individuum gleicht dem anderen vollständig) als unwesentlichen, akzidentellen Bestimmungen abzusehen.

Die sprachliche Mitteilung, die es vor allem mit dem allein wirklichen Einzelnen zu tun hat, konnte jedoch im Gegensatz zur Wortbildung das Akzidentelle nicht völlig übergehen. Für das Akzidentelle (besondere Eigenschaften, besondere räumliche und zeitliche Position, besondere Form der Ortsveränderung u. dgl.) mußten also, um es sprachlich in den Griff zu bekommen, ebenfalls Wörter geprägt werden, und zwar wieder allgemeine Wörter, für ähnliche akzidentelle Bestimmungen der Gegenstände.

Dadurch war die Voraussetzung geschaffen, das Einzelne, das in seinen verschiedenen akzidentellen Zuständen in Raum und Zeit nicht durch eine je neue Eigenbenennung (1 Wort-Satz) dargestellt werden kann, sich aber durch ein allgemeines Wort nur inadäquat bezeichnen läßt, adäquat darzustellen. Mitteilung des Besonderen läßt sich durch die Kombination mehrerer allgemeiner Bezeichnungen, die je an sich auch für anderes gelten, bewerkstelligen. Die Aussage über Einzelnes vollzieht sich nach der Wahl der Methode allgemeiner Lautzeichen in der Form einer Kombination von mehreren Wörtern, d. h. in Mehrwortsätzen ¹⁾.

2

Die Wortbildung verlief entsprechend der Natur dieses Aktes (Erkennen ähnlicher Dinge und Lebewesen und Benennung der als ähnlich erkannten Klasse von Individuen, bei gleichzeitigem Absehen von individuellen Besonderheiten) in zwei Schritten, die im Gegensatz zu den oben

1) Die Analyse der selten vorkommenden Einwortsätze macht deutlich, wie wenig konkrete Mitteilung wegen der Allgemeinheit der Wörter mit einem einzigen Wort auszukommen vermag. Der behäufende Einwortsatz "heiß" teilt nur dann das Gemeinte (das Wasser ist heiß) mit und ergibt so für den Partner einen Sinn, wenn der Satzgegenstand wahrnehmbar anwesend ist und durch Zeigegebärde der Aussage zugrunde-

bestimmten Materialprinzipien der Wortbildung (u. a. Onomatopoetika, Wortübernahme) als formale Prinzipien der Wortbildung gelten können. Selbständige Dinge und Lebewesen wurden nach ihrer Ähnlichkeit betrachtet und mit allgemeinen (d. h. für die Klasse der ähnlichen geltenden) Wörtern bezeichnet. Alles was durch eigene Dinggrenzen reale Selbständigkeit besitzt, hatte für den Akt der Erkenntnis von Ähnlichkeiten und der Bildung allgemeiner Wörter vorzügliche Bedeutung. Die Erkenntnis von Ähnlichkeiten unter den unselbständigen Eigenschaften, Bewegungen und Verhältnissen zu anderen Individuen bildete dagegen notwendig erst den zweiten logischen Schritt.

3

Die Wortbildung setzte vorzüglich an Gegenständen an, die durch feste Dinggrenzen reale Selbständigkeit besitzen, von anderem getrennt existieren und sinnlich gegeben sind (z. B. Pferd, Hund).

Zur Klasse der Dingwörter dieser Art gehören auch die Bezeichnungen für Teile von Dingen und Lebewesen und für Kollektive von Dingen und Lebewesen. Die Bezeichnung von Teilen (Blatt, Zweig, Herz, Hand, Feder) verlangte keine begriffliche Unterscheidung höherer Art. Teile sind durch Form, Farbe und Eigenbewegung vielfach scharf vom Individuum abgehoben, lassen sich von ihm real trennen und sind oft von ihm getrennt. Sie präsentieren sich der Wahrnehmung besonders aus

gelegt wird oder wenn er kurz vorher erwähnt wurde.

Behauptende Einwortsätze sind nur dann als Mitteilungen verständlich, wenn der Mitteilungspartner über den Gegenstand der Aussage im Bilde ist.

der Nähe als selbständige Dinge, während das Individuum als Ganzes nicht mehr im Blick ist.

Ebenso erforderte die Bezeichnung von Kollektiven und Massen keine besonderen Akte der Synthesis. Dinge, die in der Nähe einzeln wahrgenommen werden, verschwinden der Wahrnehmung von entfernten Standpunkten, von erhöhten Positionen zu kaum unterscheidbaren Elementen größerer Einheiten. Kollektive bieten sich infolge enger Nachbarschaft der einzelnen Individuen und infolge Gleichartigkeit der Elemente als Einheit dar, so daß es schwierig oder gar unmöglich ist, ein Einzelnes daraus zu erfassen.

Darum sind Bezeichnungen wie "Blatt", "Zweig", - "Stadt", "Dorf", "Wald", "Bibliothek", "Gebirge", "Gebälk" logisch betrachtet Dingenwörter.

XIII. Sprachliche Bezeichnung des real selbständigen Individuellen durch Eigennamen

Bevor wir die sprachliche Fassung der Akzidenzien behandeln, müssen wir noch einmal auf die Bezeichnung durch Eigennamen zurückkommen, denn diese beziehen sich ebenfalls auf real Selbständiges. Akzidenzien (Eigenschaften, Veränderungen, Beziehungen) sind, soweit ich sehe, nicht mit Eigennamen bezeichnet worden; sie werden durch allgemeine Wörter bestimmt.

2

Eigenbenennung ist - wie wir sahen - ein spätes Sprachverhalten. Ursprünglich wurden - wie die etymologische Erklärbarkeit der Eigennamen zeigt - Bezeichnungen des individuellen real Selbständigen durch allgemeine Wörter erreicht. Was wir heute mit Eigennamen benennen (vor

allen Personen, aber auch Tiere, durch Größe und Bedeutung hervorragende leblose Dinge [z. B. Schiffe] und Kollektive [Städte, Dörfer]) wurde durch allgemeine Wörter bezeichnet, die es beschreiben oder die einen Wunsch mit ihm verbinden. Für Individuelles wurden beschreibende Behauptungen oder Optative verwendet, nicht Eigennamen im engeren Sinne. Zu solchen wurden jene erst, als man den beschreibenden oder optativen Gehalt nicht mehr verstand, etwa wenn das Bezeichnete die Eigenschaften abgelegt hatte, oder wenn die Bezeichnung auf Nachkommen vererbt worden war. Dann waren Wörter entstanden, die keine allgemeine Geltung besitzen, d. h. keine über dieses Individuum (Ding, Tier, Person, Kollektiv) hinausgehende, allen Individuen einer Klasse gemeine Verwendung - ungeachtet der Tatsache, daß verschiedene Individuen mit dem gleichen Eigennamen belegt werden können. Dieser Vorgang der Wandlung einer Individualbezeichnung mittels allgemeiner Wörter zu einem bedeutungsleeren Eigennamen, läßt sich tausendfach in historischer Zeit verfolgen. Die Resultate dieser Wandlungen, Eigennamen im strengsten Sinne, bildeten eine neue Kategorie, die zum Vorbild für bewußtes, nachahmendes Sprachverhalten werden konnte und wurde.

3

Solche Eigen-Benennung begegnet in der zur ritualisierten Handlung verfestigten Eigennamengebung (Personen- und Ding "taufen"). Wenn eine Person einen Vornamen erhält (den Familiennamen erbt sie in der Regel), wird ihr heute meist ein bedeutungsloses Wort zugeordnet. Die Bezeichnung "Wilhelm" hat keine Bedeutung: - Nicht alle Namengebung in neueren Zeiten verzichtet auf beschreibende oder optative Wörter. Im 18. Jh. waren als Vornamen vielfach Bezeichnungen üblich, die einen Wunsch ausdrückten (Fürchtegott, Gottlieb usw.), also Kombinationen allgemeiner Wörter. Heute mag bei Namengebung bisweilen der Wunsch im Spiele sein, Gaben, Erfolg einer anderen Person dieses Namens möge auf den Benannten übergehen. Das ist

jedoch nicht die Regel.

4

Bei Dingtaufen ist Benennung durch Eigennamen sehr viel seltener als bei Personentaufen. Sie setzen vielfach eine Individualbezeichnung, die aus mehreren allgemeinen Wörtern besteht. Wenn eine neu erbaute Schule "Nord-Schule" benannt wird, so werden beschreibend Gattungswort (Schule) und allgemeines Wort für die Lage der Schule verbunden. Das Wort "Justus-Liebig-Universität" beschreibt diese Einzelinstitution als Universität, an der Liebig wirkte. Diese Eigennamen besitzen nicht die Sinnleere von Eigennamen im strengsten Sinne. Eigennamengebung im engeren Sinne liegt dort vor, wo nicht mehr verstandenes Lautgut verwendet oder eine völlig neue Lautkombination geprägt wird.

XIV. Sprachliche Bezeichnung des real Unselbständigen (der Akzidenzien)

1

Die bloße Benennung des Einzelnen (d. h. von Dingen, Lebewesen, Teilen derselben und von Kollektiven) mit allgemeinen Art- oder Gattungswörtern könnte dem auf adäquate Erfassung und Wiedergabe des konkreten Wirklichen zielenden Denken nicht genügen. Das einzelne Ding, das einzelne Individuum, ein Teil, ein Kollektiv besitzen Besonderheiten, die sich durch das die Substanz fassende allgemeine Wort, mag es noch so speziell sein, nicht bestimmen lassen. Nicht nur das Wort "Hund", sondern auch das speziellere, umfangsengere Wort "Langhaardackel" vermag die augenblickliche Wahrnehmung oder Vorstellung, die ich von diesem Hund in dieser besonderen Situation mitteilen will, z. B. daß er bellt, nicht wiederzugeben. Die allgemeinen Bezeichnungen für Dinge, Individuen, deren Teile und für Kollektive, erfassen die besonderen Eigenschaften und Veränderungen dieses oder jenes Einzeldinges,

Teiles oder Kollektivs nicht. Dem Bewußtsein mußte es darum gehen, auch diese Besonderheiten sprachlich zu bezeichnen. Das geschah in Wörtern für (in der Zeit erfolgende) Veränderungen und für relativ unveränderte Eigenschaften.

2

Veränderungen sind Wandlungen von Seiendem. Ihre Beobachtung ist, nachdem sie erfolgten, nicht nachholbar.

Demgegenüber dauern Eigenschaften unverändert. Ihre Feststellung ist zu verschiedenen Zeiten möglich und in gewissen Grenzen nachholbar.

Das Bewußtsein dieses Unterschiedes konnte zum Anlaß werden, für beide Akzidenzienarten verschiedene Wortklassen zu bilden.

3

Infolge der Schwierigkeiten, die die Eigennamengebung bereitet, mußten – wie wir oben bereits deutlich machten – auch die Wörter für Akzidentelles als allgemeine geprägt werden, indem für Ähnliches der gleiche Ausdruck verwendet wurde.

4

Im Unterschied zu der ursprünglichen Wortklasse der Substantiva, die mehr oder weniger selbständig Existierendes oder real Abtrennbares erfaßt, begreifen Wörter für eine Veränderung oder Eigenschaft nur begrifflich, nicht real-trennbare Momente eines Individuums. In den Wörtern für Veränderung und Eigenschaft ist als theoretischer Elementarakt diese begriffliche Abhebung einer Veränderung oder Eigenschaft von dem Subjekt zu beobachten ("A geht", "der Stein ist gelb").

5

Auch dann, wenn wir ein Subjekt, an dem die Veränderung erfolgt, oder an dem sich die Eigenschaft zeigt, nicht wahrnehmen oder er-

kennen, tendieren wir, in der Aussage die Veränderung bzw. die Eigenschaft als solche eines Zugrundeliegenden zu begreifen und sie sprachlich als Prädikat eines Subjekts darzustellen. Sehen wir Regen, sagen wir nicht "regnen", sondern "es regnet" und substituieren ein unbekanntes Subjekt. Die übliche begriffliche Abhebung einer Veränderung von einem Gegenstand wird zum Schema, dem jede Aussage einer Veränderung angepaßt wird.

XV. Erfassen von Veränderungen

1

Die Bildung von Wörtern für Veränderungen erfolgte nach den oben dargestellten Prinzipien, onomatopoetisch, d. h. durch Nachahmung, und insbesondere auch durch Entlehnung und durch Abwandlung schon geprägter Wörter. Abwandlungen erfolgten vor allem dadurch, daß Wörter anderer Sprachkategorien (Adjektive, Substantive, Präpositionen) verwendet und durch Umformung an die Verbkategorie angepaßt wurden. So wurde bei Veränderung einer oder mehrerer Eigenschaften eines Dinges vorzugsweise das Wort der nach der Veränderung auftretenden Eigenschaft übernommen (weichen, erweichen, härten, verhärten, erröten, vergilben, schwärzen, glätten (auf)rauchen). Bei Bewegungen und Tätigkeiten entstanden Wortneubildungen u. a. durch Komposition von Beziehung ausdrückender Präposition und Grundverb (aus-fahren, ein-bauen, durchschreiben usw.). In anderen Fällen wurde die verbale Abwandlung eines Substantivs (entkernen, entwässern, bewässern, entstäuben) üblich.

2

Da Wörter für Veränderungen allgemeine Bezeichnungen sind, blieb bei einfacher Bezeichnung der Veränderung der Substanz die

konkrete Veränderung in vielen Fällen noch ungenügend bestimmt.

Übereinstimmung der Aussage mit dem Gemeinten ließ sich nur durch Zusatz weiterer allgemeiner Wörter erreichen.

Die Kugel rollte —————> Die Kugel rollte weit.

Die Individualität der Veränderung wurde durch verschiedene Umstandsbestimmungen adäquat erfaßt.

XVI. Erfassen von Eigenschaften

1

Dem Bewußtsein zeigte sich in Eigenschaften eine Gruppe von Akzidenzien, die eine gewisse Dauer besitzen und solange sie dauern, nicht als Veränderung charakterisierbar sind.

Gegenstände verändern sich nicht nur, an ihnen hebt sich auch während der Veränderung zeitweise Unverändertes ab. Dieses Unveränderte an den individuellen Substanzen begegnet vor allem als unmittelbare sinnliche Qualität, als bestimmte Farbe (rot, grün, blau, rosa, oliv), als bestimmte Geschmacksqualität (süß, bitter, salzig, sauer), als bestimmte Tastqualität (hart, weich, rau, glatt usw.), als bestimmte Qualität des Wärmesinns (heiß, warm, kalt), als Gestalt (rund, spitz).

Auch dieses zeitweise Unveränderte, das es zur adäquaten Bestimmung der allgemein bestimmten individuellen Substanzen zu erfassen galt, wurde durch allgemeine Wörter bezeichnet.

2

Nachdem so zunächst und vor allem anläßlich der Fassung der unmittelbaren sinnlichen Qualitäten "die Eigenschaftsvorstellung an sich aufgefaßt worden war, konnte sich - so bemerkt Hilmer - auch

eine bestimmte grammatische Form dafür entwickeln. Ein Urteil darüber, wie der Formunterschied zwischen Ding- und Eigenschaftsbezeichnung zuerst zustande gekommen ist", läßt sich schwer abgeben.

"Es ist möglich, daß er zuerst lediglich durch die Stellung der Eigenschaftsbezeichnung zum Dingworte, ob vor oder nach demselben, Ausdruck gefunden hat. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß sich Hand in Hand mit der Entwicklung der ersten Eigenschaftsbezeichnungen auch eine bestimmte Formendung dafür herausbildete; jedenfalls ist diese Möglichkeit bei der unendlich langsamen Entwicklung, die man für die ersten Anfänge der Sprache voraussetzen muß, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Sobald im Bewußtsein einer Verkehrsgemeinschaft eine bestimmte Form für Eigenschaftsvorstellungen bestand, war auch das Mittel geboten, nicht nur die Lautzeichen (oder Wurzeln von Lautzeichen) von weiteren Dingvorstellungen, sondern auch von Vorgangsvorstellungen auf Eigenschaftsvorstellungen irgend welcher Art, sinnliche und nicht sinnliche, zu übertragen" ¹⁾.

3

Diese Übertragung von Wörtern für Dinge und Veränderungen in die Eigenschaftskategorie, fand in großem Umfange statt. Sie war aber in der Regel nur möglich, wenn das Bezeichnete als irgendwie unveränderte, dauernde Bestimmung eines Dinges oder Individuums gegeben oder aufzufassen war, d. h. wenn das Bezeichnete sich dem allgemeinen Sinn der Adjektivkategorie fügte. Diese Forderung erfüllten (a) Zuständlichkeiten, (b) Verhaltenseigenschaften, (c) Materialbeschaffenheiten, (d) Eignungen, (e) Zugehörigsein.

a) Zwar sind Veränderungen durch Wandel gekennzeichnet; aber sie verlaufen in der Zeit und dauern. In Beziehung auf eine andere

1) Hilmer 66.

Veränderungsreihe kann das Bewußtsein eine Veränderung als etwas Dauerndes und Beständiges, als (diese, nicht andere) Zuständigkeit begreifen und so als eine Art Eigenschaft des Dinges (z. B.

Das Haus brennt \longrightarrow das brennende Haus).

b) Vorgänge, Bewegungen, Tätigkeiten sind, sofern sie einmalig erfaßt werden, Veränderungen. Kehren sie an einem Individuum wiederholt wieder, so sind sie als etwas Dauerndes, Unverändertes im Sinne einer Verhaltenseigenschaft zu begreifen (z. B. wiederholt dem Drängen anderer nachgeben \longrightarrow nachgiebig).

c) Dinge bestehen aus bestimmten Stoffen. Dieses Bestehen aus ist unverändert gegeben (z. B. aus Holz, Gold \longrightarrow hölzern, golden).

d) Dinge und Individuen eignen sich für ein bestimmtes Tun. Diese Eignung ist als Möglichkeit etwas Unverändertes (lenkbar, befahrbar, brennbar, brechbar usw.).

e) Einzelnes gehört zu gewissen Zeiten unverändert zu anderem (Die Stadt Straßburg gehört zu Frankreich \longrightarrow ist französisch).

XVII. Aufzählen

Kollektive, Einzeldinge und Individuen, die der Wahrnehmung begegnen und in der Vorstellung auftauchen, zeigen nicht nur unselbständige Eigenschaften und verändern sich nicht nur, sondern besitzen auch mehr oder weniger selbständige Mitglieder, Teile, Glieder. Ein Kollekt-

tiv läßt unter gewissen Wahrnehmungsbedingungen (z. B. Mindestnähe) real getrennte Individuen erkennen (ein Bienenschwarm einzelne Bienen, eine Stadt einzelne Häuser, ein Wald einzelne Bäume, eine Sanddüne einzelne Sandkörner). Ein künstlicher Gegenstand besteht aus einzelnen Teilen (eine Sonnenuhr besteht aus einer Fläche, Stäben und Ziffern), ein natürlich gewordenes Ganzes besteht aus einzelnen Gliedern, in die es sich anatomisch zergliedern läßt, Teile lassen sich weiter zergliedern.

Infolgedessen konnten Ganze (Kollektive real getrennter Einzelindividuen, in Teile trennbare Dinge, in Glieder zerlegbare Individuen und in Teile zerlegbare Teile) nicht nur durch Angabe einer Eigenschaft oder einer Veränderung bestimmt werden, sondern ebenso durch Angabe ihrer Bestandteile: "A besteht aus a, b, c, d".

Diese Angabe der Mitglieder, Glieder, Teile, Unterteile, aus denen Ganze bestehen, ist im Aussageakt des Aufzählens realisiert, der eine irreduzible theoretische Akt-Art darstellt.

2

Aufzählen versucht den Gegenstand, sei dieser ein konkretes historisches Ganzes (dieses Kollektiv, dieses abnormal gebildete Auge) oder ein Allgemeines (der Bienenstock, die Sonnenuhr, das menschliche Auge) durch Nennung der Mitglieder, Glieder bzw. Teile zu bestimmen.

Während der sukzessiv erfolgenden Aufzählung bleibt das Ganze thematisch, es soll ganz, d. h. vollständig und in allen seinen Mitgliedern, Gliedern bzw. Teilen erfaßt werden. Jede einzelne Einheit im Ganzen soll nur je 1 mal erfaßt werden. Darin stimmt das Aufzählen mit dem unten zu beschreibenden Zählen überein. Beide sind Formen eines kolligierenden, d. h. die Gesamtheit verschiedener Elemente eines Ganzen bestimmenden Erfassens.

3

Das Spezifische des Aufzählens gegenüber dem Zählen ist, daß die ein-

zelen Einheiten nicht mit einer Zahl der Zahlenreihe belegt, sondern benannt werden. Die Besonderheit der Individuen (Mitglieder, Glieder, Teile) wird im Aufzählen festgehalten, indem entweder die Eigennamen (so bei Personen-Kollektiven) oder die allgemeinen Bezeichnungen (so wenn das Ganze mehrfach auftritt) genannt werden. Darum kann dort, wo Eigennamen oder differenzierte allgemeine Bezeichnungen nicht vorliegen, nicht aufgezählt, sondern nur gezählt werden. Ein im Baum sitzender Starenschwarm kann nicht durch Aufzählung der einzelnen Individuen bestimmt werden, sondern allenfalls durch eine Zahl.

4

Aufzählen setzt ein, wo die Unterschiede der Einzelnen in der Aussage erhalten bleiben sollen. So bestimmen wir die Hand durch die Aussage "Die Hand besteht aus Handfläche, Daumen und vier Fingern". Die große Gleichartigkeit der Finger dagegen leitet an, sie zu zählen.

Zählen wird, weil es die Besonderheit des Einzelnen unberücksichtigt und im Ergebnis der End-Anzahl verschwinden läßt, dort als Verfahren der Bestimmung von Dingen angewendet, wo die Gleichartigkeit der Einzelnen sehr groß ist und im Vordergrund der Betrachtung steht.

5

Resultate des Aufzählens sind Listen, Bestandsverzeichnisse, Inventare. Je größer Kollektive sind, desto weniger lassen sie sich von einem einzigen Bewußtsein erfassen. Es werden mehrere Per-

sonen mit der Aufzählung von Teilbereichen beauftragt und die Ergebnisse aller zusammengetragen.

Da es im Aufzählen darum geht, gerade die Besonderheit des Einzelnen festzuhalten, werden an den Akt der Benennung des Einzelnen vielfach andere Bestimmungen des Einzelnen angeschlossen (Eigenschafts-, Größen-, Verhältnisbestimmungen u. dgl.), die jedoch nicht mehr zum Akt des Aufzählens gehören.

XVIII. Zählen

1

Eine Variante des kolligierenden Erfassens entwickelte das Bewußtsein im Zählen. Wie in den konkreten Kollektiva (Wald, Gebirge), im Plural (Bäume, Bücher) und in den abstrakten Kollektiva (Schwarm, Horde) wird durch den Akt des Zählens eine Vielheit von Gegenständen erfaßt.

Diese Vielheit wird jedoch in jenen Kollektivbegriffen nur summarisch umfaßt und nicht in sukzessivem Angang aller einzelnen Elemente. Auch lassen sie die Größe der Vielheit unbestimmt. Sie konnte durch den Akt des Zählens ermittelt werden.

2

Der Akt des Zählens ist zunächst ein sukzessives Erfassen aller Elemente (einer Menge), wobei diese als abgeschlossene Einheiten nicht

nur vom Blick avisiert, sondern vielfach auch berührt oder wenigstens durch Zeigegebärde angezeigt werden. Daneben verläuft eine zweite, gewöhnlich automatisierte Aktreihe, in der jedem Element eine Anzahl zugeordnet wird. Bisweilen richtet sich die Aufmerksamkeit auf diese Aktfolge, um zu sichern, daß kein Zahlwort ausgelassen oder doppelt gesprochen wird. Das Besondere des sprechenden Zählens ist nun, daß obwohl jedes Element der Menge aufgrund seiner Abgeschlossenheit als Einheit vom Zählakt berücksichtigt wird, die folgenden Elemente (obschon als Einheiten gefaßt) doch nicht durch "Einheit", sondern mit eigenen sprachlichen Bezeichnungen gekennzeichnet werden. So entsteht nicht eine Folge von 1 und 1 und 1, sondern durch jeden Schritt eine neue Summe der Einheiten, in einem eigenen Zahlwort. Im Zählen werden gesonderte Einheiten zu einer neuen größeren Einheit zusammengefaßt. In der Anzahl wird das bis dahin Gezählte als ein Ganzes, als Einheit gefaßt. Anzahl ist "Vielheit als Einheit" (Driesch).

3

Der Akt des Zählens einer Menge kann nur dort einsetzen, wo entweder von Natur mehr oder weniger scharf abgegrenzte Gegenstände begegnen oder wo artifiziell bzw. in Vorstellung abgegrenzte Einheiten geschaffen worden sind.

4

Zählen bedarf ferner der Vorstellung einer höheren Einheit der zu zählenden Einheiten. Es setzt in praxi nur dann ein, wenn eine begrenzte Vielzahl von Individuen als abzählbare Einheit verstanden wurde. Seine Absicht ist es, ein als Ganzes oder höhere Einheit Begriffenes durch Angabe der Anzahl der Einheiten dieses Ganzen abschließend zu bestimmen. Ein bloßes Zählen, das nicht im vorhinein weiß, welche höhere Einheit es sukzessive abzählen soll, und bereit ist beliebig aufzuhören, auch wenn ein Ganzes nicht erfaßt wurde, ist sinnlos und

kann nur als Zählübung oder Zählspiel verstanden werden.

Es kommt vor, daß eine nicht gezählte Menge von Elementen, ohne daß sie real abgegrenzt ist, durch Zählen angegangen wird. Dadurch, daß man bei einer bestimmten Anzahl (z. B. 100) aufhört und das Gezählte von dem nicht Gezählten abtrennt, kann nachträglich die höhere Einheit real geschaffen werden. Die Menge (100) war vor Abschluß des Zählaktes wenigstens in der Vorstellung als Ganzheit gegeben. Die zu zählende Menge ist hier nicht durch reale Kollektivgrenzen, sondern vom Zahlensystem her bestimmt.

Ebenso ist es möglich, ähnliche Gegenstände aus verschiedenen Kollektiven als zu zählende Einheit zu bestimmen. Auch hier wird die Menge nicht durch reale Kollektivgrenzen gebildet, vielmehr durch das unterscheidende Denken.

5

Wie in den übrigen Kollektivbegriffen wird in der Bestimmung eines Kollektivs durch die Anzahl eine Mehrheit gleichartiger Gegenstände erfaßt. Das (konkrete) Zählen faßt durch den Akt der Synthesis (wie der Plural und die konkreten und abstrakten Kollektivgegriffe) Gegenstände zusammen, die aufgrund irgendeines gemeinsamen Merkmals oder Merkmalkomplexes unter einen Allgemeinbegriff fallen. Zwar könnten Gegenstände, die nichts miteinander gemein haben, gezählt werden (dieser Bleistift (1), dieses Transistorradio (2), diese Tischdecke (3)). Praktischen Zweck besitzen jedoch nur Zählungen der Kollektive von Gegenständen, die ein Gemeinsames besitzen, da sich nur über sie etwas aussagen läßt. Von den eben genannten Gegenständen ließe sich denken, daß sie die Menge jener Dinge darstellen, die sich auf dem Tisch befinden; in diesem Falle wäre die Zählung sinnvoll geworden, da über sie eine Aussage möglich ist.

6

Die Gleichartigkeit der gezählten Einheiten besitzt im Akt des Messens, der als sukzessives zählendes Anlegen eines Maßstabes an einen Gegenstand zu verstehen ist, einen besonders hohen Grad. Hier stimmen die Einheiten nicht nur in der Qualität (hinsichtlicher Art- oder Gattungszugehörigkeit) überein, sondern auch in der Quantität der Qualität. Wird ein Stein gewogen, so stimmen die Einheiten der Maßgewichte nicht nur darin überein, daß sie Gewichte sind, sondern ebenso in ihrer Quantität. Die Einheiten des gemessenen Gewichts, die im Unterschied zu den Maßgewichten nicht real getrennt sind, werden wenigstens in der Vorstellung als quantitativ gleich gedacht. Also erst im Messen besteht eine (annähernd) genaue Gleichheit der Einheiten des Gezählten.

7

Im gewöhnlichen Zählen diskreter Größen wird von Unterschieden (nicht von der Geschiedenheit) der gezählten Einheiten abgesehen. In der Bestimmung "30 Schiffe" ist die spezifische Besonderheit der einzelnen Einheiten nicht thematisch, wird jede Einheit vielmehr als unterschiedsloses Individuum der Gattung "Schiff" betrachtet; wenngleich beim sukzessiven Abzählen der Einheiten die Besonderheit (die gestaltliche, farbliche oder sonstige Abweichung einer Einheit von der anderen) beiläufig wahrgenommen werden kann.

8

Das Zählen einer Menge kann mit jedem beliebigen Element der Menge beginnen. Angesichts einer gegebenen Reihe von Gegenständen beginnt es zweckmäßigerweise jedoch an einem der beiden Enden und geht ohne eine Einheit auszulassen bis zum anderen Ende fort.

Schwierigkeiten bereitet das Zählen, wenn die zu zählenden Mengen ungeordnet auf einer Ebene oder gar im Raum verteilt sind. (Besonders hier wird noch einmal deutlich, wie gleichgültig es ist, mit welcher Einheit das Zählen beginnt). Vielfach können solche Mengen nur gezählt werden, wenn die jeweils gezählte Einheit als erledigt gekennzeichnet wird.

9

Zählen gehört zu jenen theoretischen Akten, die einen Gegenstand (hier: Kollektiv) an und für sich selbst und nicht durch Beziehung auf einen anderen erfassen. Das Ergebnis des Zählens, die Anzahl (der Elemente einer Menge), ist eine an sich-Bestimmung des Kollektivs und vermerkt keine Art des Bezugs der Elemente untereinander oder des Kollektivs auf ein anderes Kollektiv. Wenn im sukzessiven Zählen die einzelnen Einheiten des Kollektivs perzipiert werden, ist die Einheit für sich im Blick und sind die übrigen teils als durch die Zählung bereits erledigte, teils als noch zu berücksichtigende ausgeschlossen und so sehr einander äußerlich, daß es gleichgültig ist, in welcher Reihenfolge die Elemente gezählt werden.

10

Im Zählen wird der Aktcharakter der "geistigen" Äußerungen besonders deutlich. Während viele theoretische Akte, die sprachlichen Äußerungen zugrundeliegen, so schnell und bloß in der Vorstellung ablaufen, daß man annehmen konnte, es handele sich um intuitives zeitloses Hinnehmen von ewigen Wahrheiten, ist die bestimmte Dauer (der Aktcharakter) des Zählens unbestreitbar. Es läßt sich deutlich eine Reihe sich gegenseitig unterstützender Tätigkeiten verfolgen (Hinblicken oder auch Hinzeigen, Aussprechen der jeweiligen An-

zahl), von denen einige sogar physischer Natur sind und doch (wie das Hinblicken oder Hinzeigen auf die einzelnen Einheiten) unbedingt das Zählen mitkonstituieren.

XIX. Rechnen

1

Addieren. Während Zählen eine einzige Menge zum Gegenstand hat und alle Einheiten der Menge sukzessive erfaßt, hat die Addition des mit mehreren, mindestens zwei, schon gezählten Mengen zu tun. Im Addieren "zählt" man Mengen "zusammen", die nicht in einer einzigen Zählung durchgegangen wurden oder werden konnten, weil sie entweder räumlich oder zeitlich zu weit auseinanderlagen oder zwar räumlich und zeitlich zusammengegeben sind, aber die Zählkraft eines einzelnen Bewußtseins übersteigen.

Während das einfache Zählen ferner mit der ersten (grundsätzlich beliebigen) Einheit beginnt und in derselben Zählung durch fortlaufendes Angehen einer nächsten Einheit und unter entsprechendem Nennen der nächsten (Anzahl-)Ziffer bis zum Ende, der Anzahl der gesamten Menge, gelangt, geht die Addition von der End-Zahl eines Summanden aus. Sie gelangt zu einer Anzahl, die sich auch bei einer einzigen durchlaufenden Zählung beider Mengen ergäbe. Dabei mußten ursprünglich die Einheiten der zweiten Menge – wie es der Sprachgebrauch sagt – "hinzugezählt", d. h. in einfachem Zählakt einzeln hinzu erfaßt werden. Sie mußten, im Unterschied zur ersten Menge, ein zweites Mal gezählt werden, und zwar in der Weise, daß dem ersten Element der zweiten Menge die der Anzahl der ersten Menge nächstfolgende Zahl zugeordnet wurde. (Diese zweite Zählung erübrigte sich nur bei kleinen Mengen (z. B. 2 und 2), deren Elemente insgesamt in einem Blick zugleich mit dem Be-

wußtsein der Anzahl zu erfassen waren). Nach Einübung im Rechnen wird das erneute Zählen der zweiten Menge überflüssig, da Resultate bestimmter Additionen dem Gedächtnis eingeprägt sind und nach Bedarf assoziiert werden.

Durch die Addition schuf sich das Denken einen Weg, die Anzahl der Elemente einer Menge zu bestimmen, die nicht durch einen Zählakt bestimmt wurde oder werden kann.

2

Multiplizieren. Als eine Sonderform des Addierens kann das Multiplizieren gelten, und zwar als n-mäßige Addition gleichgroßer Mengen oder (abstrakt:) gleicher Anzahlen. Aus dieser mehrmaligen Addition des Gleichen geht die Gesamtzahl der Gegenstände der verschiedenen Mengen hervor, als ob die Gesamtmenge in einer einzigen Zählung erfaßt wäre.

Der ursprüngliche Charakter des Multiplizierens ist wie der anderer Rechenarten durch die Einprägung der Resultate im Zahlenraum bis 100 verloren gegangen. Stellt sich uns die Aufgabe, 6 mit 8 zu multiplizieren, assoziieren wir in der Vorstellung das erlernte Ergebnis 48. Der ursprünglich und eigentlich additive Charakter der Multiplikation kommt erst dann wieder zur Geltung, wenn das Ergebnis unserem Gedächtnis entfallen ist. Ich weiß, daß 5 mal 8 40 ergibt und addiere die sechste 8 hinzu.

Der additive Charakter der Multiplikation setzt sich ferner dort wieder teilweise wenigstens durch, wo Multiplikand und Multiplikator, beide, eine gewisse Größe überschreiten, z. B. bei der Aufgabe 11 mal 12. Wir haben behalten, daß $10 \times 12 = 120$ ergeben und addieren nun die elfte 12 = 132.

3

Subtrahieren, Abziehen. Subtraktionen wurden im praktischen Leben zweckmäßig bei Abgang einzelner Einheiten von einer gezählten

Menge: bei Verkauf von Gegenständen und Individuen einer Menge, bei Vernichtung oder Tod usw. des Teiles einer Gruppe und in ähnlichen Fällen. Von einer gezählten Menge, d. h. einer bestimmten Anzahl, eine andere abzuziehen, ist oft leichter und schneller zu bewerkstelligen, als den verbliebenen Rest von Grund auf neu zu zählen.

Die Subtraktion (z. B. $83 - 4$) vollzieht sich ursprünglich und für den, der in ihr ungeübt ist, so, daß die real abgegangenen Einheiten von den in der Anzahl vorgestellten Einheiten sukzessiv abgezogen werden "82", "81", "80", "79", bis die letzten 4 Teilakte der ersten Gesamtzählung rückgängig gemacht sind und die Anzahl genannt ist, die vor der Ausführung der 4 Teilakte erreicht war.

Die schulische Einübung der Subtraktion an abstrakten Zahlen hat den Akt so automatisiert, daß er nur noch an den vorgestellten oder wahrnehmbaren Schriftbildern der Zahlen stattfindet. Wir wissen ohne zurückzuzählen, daß 83 weniger 4 79 ist. Wir haben uns die Ergebnisse von Subtraktionen innerhalb des Hunderter-Zahlenraumes eingeprägt und reproduzieren diese entsprechend den gestellten Aufgaben.

4

Dividieren. Von der Multiplikation wissen wir, daß sie als Verfahren die Addition gleichgroßer Teilmengen bedeutet.

Von da ist es nicht weit zur Erkenntnis, daß sich Anzahlen wieder in gleichgroße Teilmengen zerlegen und auflösen lassen. Das sukzessive Abziehen gleichgroßer Teilmengen, so daß kein Rest übrig bleibt, bezeichnen wir als Division.

XX. Erfassen von Beziehungen

Weitere Methoden der Bestimmung von Gegenständlichem entwickelte das Bewußtsein im Erfassen von Beziehungen. Dieser großen Gruppe theoretischer Aktarten ist es eigentümlich, etwas im Hinblick auf anderes zu

bestimmen. Im Erfassen von Beziehungen werden Dinge, Eigenschaften, Veränderungen nicht im Hinblick auf sie selbst allein bestimmt. In ihm geschieht ferner mehr als in bloßem "kollektiven Zusammennehmen" der Kollektivbegriffe. "Ein bloßes ... Zusammennehmen von Gegenständen ist noch kein beziehendes Betrachten. ... Bei der bloßen Erfassung einer Mehrheit von Gegenständen im Nacheinanderdurchlaufen ... handelt es sich nur darum, daß immer weitere Gegenstände zusammengenommen wurden, wobei die vorangehend erfaßten noch im Griff blieben; wie wenn ich etwa die Gegenstände auf dem Tisch der Reihe nach durchlaufe, Tintenfaß ..., Federhalter, [Bleistift] usw., indem ich meinen Blick 'darüber hinweggleiten' lasse. Ohne daß ich sie dann in einem eigenen Akt aktiv zu einer Menge oder Anzahl von Gegenständen zusammennehme, bleibt doch bei jeder neuen Erfassung der vorangegangene Gegenstand noch im Griff; es kommt das Bewußtsein einer durchlaufenen Mehrheit von Gegenständen zustande - aber nichts von einer Beziehung, die der eine zum anderen hätte, ist dabei erfaßt". Das Wort "Schreibzeug", mit dem ich die Gegenstände bezeichne, enthält keine Relation. Zum Erfassen von Beziehungen ist "ein eigenes Interesse ... der Betrachtung" eines Gegenstandes "erforderlich, das ihn als Hauptthema ins Auge fassen läßt. Wir betrachten etwa aufmerksam den Federhalter. Unser Blick wandert von ihm, der als unser Thema im Griff behalten bleibt, auf die Tischplatte. Wir ziehen sie in den Kreis der Betrachtung mit herein, aber nicht als Hauptthema, sondern nur als Thema in Bezug auf den Federhalter. Ohne daß wir uns eigens in erneuter ursprünglicher Erfassung ihm noch einmal zuwenden müssen, wird er nun, so wie er im Griff behaltener ist, für uns der auf dem Tisch liegende" ¹⁾. "Welcher Gegenstand aus dieser Mehrheit zuerst ins Auge gefaßt wird, ist von der jeweiligen Richtung des Interesses abhängig. ... Bei der beziehenden Betrachtung haben wir es von vornherein mit [mindestens zwei] ... Gegenständen zu tun und jedes der beiden Beziehungsglieder kann ebensogut ursprüng-

1) Husserl, E.: Erfahrung und Urteil. 1964. S. 175.

lich Hauptthema und Substrat der Beziehung sein als bezügliches (nur mit in Betracht gezogenes) Thema, je nachdem, wie es das Interesse jeweils erfordert... Es können also ... sich ganz verschiedene Bestimmungen ergeben, bald des einen, bald des anderen ... bald kann sich der eine als darauffliegend, dann der andere als darunterliegend¹⁾ abheben.

Von den bisher behandelten sprachlichen Bezeichnungen unterscheiden sich Relationen dadurch, daß sie mittelbare Bestimmungen von Gegenständen sind. Gegenstände werden mit Hilfe eines oder mehrerer anderer Gegenstände bestimmt, nicht im Hinblick auf sie selbst allein, wie es bei ursprünglichen Ding-, Eigenschafts- und Veränderungswörtern der Fall ist.

Mit der Beziehung von Dingen auf andere, ebnete sich das Denken vor allem einen Weg zur Erkenntnis der Positionen des Gegenständlichen, das als Einzelnes mit Anderem in Raum und Zeit und natürlichen oder künstlichen Zusammenhängen steht.

XXI. Lokalisieren

Unter den Arten des Beziehung-Erfassens ist das Lokalisieren (Erfassen räumlicher Beziehung) an erster Stelle zu nennen. Der Zweck des theoretischen Akts Lokalisieren wird deutlich, wenn wir die Zei-gegebärde betrachten. Sie bestimmt die räumliche Position des Gegenstandes nicht durch Beziehungserfassen, sondern durch gestisches oder durch blickendes Hinweisen auf die Raumstelle selbst. Ich versuche Gegenständliches, das vom Mitteilungspartner nicht aufgefaßt ist, durch physische Anzeige in dessen Blick zu bringen. Oft ist der Gegenstand jedoch wegen seiner Entfernung schlecht genau anzuzeigen, so daß der

1) Husserl 177.

gestische Hinweis nicht zur Gegenstandsapperzeption durch den Mitteilungspartner führt und sprachliche Hilfe notwendig ist. Diese leistet die verbale Lokalisation. Die räumliche Position des Gegenstandes wird bestimmt durch Beziehung desselben auf einen anderen Gegenstand, dessen Position auffällig oder leicht wahrnehmbar oder dem Anderen durch Erfahrung bekannt ist.

2

Sprachlich müssen die Beziehungsglieder einer Beziehung nicht unbedingt in einem Satz bezeichnet sein. Oft enthält der Satz mit der die räumliche Beziehung anzeigenden Präposition nur das eine Beziehungsglied.

"Er kam hinauf"

"Er lief dagegen"

Solche Sätze sind Teile einer zusammenhängenden Rede, in der das zweite Beziehungsglied vorher ausgesprochen wurde.

3

Die Lokalisierungen lassen sich nach mehrfachen Aspekten gliedern;

1. nach der Zahl der Beziehungsglieder, zwischen denen die Beziehung statthat. Wir unterscheiden räumliche Beziehungen, die zwischen zwei Gegenständen bestehen

der Tisch (steht) im Schreibzimmer

das Buch (liegt) auf dem Tisch

die Stadt (liegt) jenseits des Flusses

und räumliche Beziehungen, die zwischen mindestens drei Gegenständen bestehen

das Schreibheft (steht) zwischen Atlas und Lexikon;

2. nach dem Aspekt der Abhängigkeit vom Standpunkt des Sprechenden.

Es gibt räumliche Beziehungen, die unabhängig vom Standpunkt des Sprechenden gelten. Die Aussage "Der Tisch steht im (oder in der

Mitte oder in der Ecke des, oder außerhalb des) Schreibzimmer(s)" gilt, gleich wo der Sprechende sich befindet, im oder außerhalb des Schreibzimmers. Demgegenüber gelten andere Lokalisationen nur bei einem bestimmten Standort des Sprechenden und werden ungültig bei dessen Standpunktänderung. Die wahre Aussage "Die Stadt liegt jenseits des Flusses" ist falsch, wenn sich der Sprechende ans andere Ufer begibt. Präpositionen dieser Art sind relativ auf den Standpunkt des Sprechenden.

4

Weil Lokalisieren vor allem den praktischen Zweck hat, einem Mitteilungspartner den Gegenstand, Teil des Gegenstandes oder die Gegenstandseigenschaft auffinden zu helfen und die Auffassung des Anderen in die vom Sprechenden eingeschlagene Richtung zu führen, beschränkt man sich zur Positionsangabe des Apperzipten in der Regel auf eine oder wenige Beziehungen. Eine vielseitige Positionsbestimmung (die Straßenlaterne über der Straße, an einer Leitung hängend, in der Mitte zwischen den Häusern usw.) ist selten notwendig. Eine allseitige Positionsbestimmung würde, da alle existenten Gegenstände zu dem zu bestimmenden Gegenstand in Beziehung zu setzen wären, die menschliche Fassungskraft übersteigen, wäre jedoch auch ohne Erkenntniswert, da Entfernteres oder kaum Sichtbares die Position des zu Bestimmenden nicht erhellt.

5

Obschon alle räumlichen Beziehungen, trotz der Relativität einiger (z. B. jenseits) objektiv sind, darf der Aktcharakter des Erfassens von Beziehungen nicht übersehen werden. Zwar fällt Lokalisierung meist nicht schwer, da auffallende oder allen bekannte Bezugsgegenstände vorhanden sind. Die Beziehung drängt sich auf, wird schnell erfaßt, so daß sie fast instantan zustande kommt. Die Tätigkeit, die jedes Beziehungserfassen darstellt, wird dann deutlich, wenn ich einen Ge-

genstand lokalisieren soll, der von Gegenständen umgeben ist, die ungefähr alle den gleichen oder gar keinen Reizcharakter besitzen. Dann zeigt sich, daß dem Beziehung-Erfassen ein Suchen des Bezugsgegenstandes vorausgeht, das bei auffälligen Nachbargegenständen blitzschnell, gewohnheitsmäßig und scheinbar als inaktives "Schauen" abläuft.

XXII. Erfassen zeitlicher Beziehungen (Temporalisieren)

1

Die Natur bildet das Mit- und Gegeneinander einer unendlichen Zahl veränderlicher Individuen und Kollektive. Sie unterliegt ständigen Veränderungen in der Zeit. In den wahrnehmbaren Veränderungen erfährt das Erleben sich selbst als dauernd in Veränderung begriffen.

2

Im Erfassen zeitlicher Beziehung wird eine Veränderung (Bewegung, Tätigkeit, Geschehen, Ereignis) als erstes Beziehungsglied auf eine andere Veränderung als zweites Beziehungsglied bezogen und dadurch die zeitliche Position des zu Bestimmenden im Gefüge der gleichzeitig und im Nacheinander ablaufenden Veränderungen angegeben. Wie die Lokalisierung, hat das Erfassen zeitlicher Beziehungen vor allem den Zweck, den Mitteilungspartner über die Position eines Gegenstandes (hier: einer Veränderung) in der Vielfalt der Erscheinungen zu orientieren. Ohne dieses Erfassen bliebe alles Denken ein Begreifen des puren An-sich.

3

Temporalisieren zeigt sich vor allem zunächst in einer Beziehung der

wahrgenommenen und vorgestellten Veränderungen auf das gegenwärtige Erleben des Sprechenden. Diese Beziehung fand ihren sprachlichen Ausdruck im Tempus der Verben, d.h. im Tempus der die Veränderungen bezeichnenden Ausdrücke.

Im Imperfekt (er ging), Perfekt (er ist gegangen), im Präsens (er geht) und im Futur I (er wird gehen) ist ein zu bestimmendes Ereignis nicht auf andere konkrete Veränderungen bezogen, sondern auf den gegenwärtigen Moment der Aussage und als vor-, gleich-, bzw. nachzeitig bestimmt: in der Vergangenheitsform als dem gegenwärtigen Erleben und Wahrnehmen vorzeitig - in der Gegenwartsform als dem gegenwärtigen Erleben gleichzeitig - in der Zukunftsform als dem gegenwärtigen Erleben nachzeitig. Bei allen Temporalisierungen dieser Art ist das zweite Beziehungsglied, das gegenwärtige Erleben des Sprechenden, sprachlich nicht bezeichnet.

4

Es gibt Erzählungen, die bei besonders spannenden Momenten dazu übergehen, Vergangenes im Praesens zu berichten. In solchen Fällen schwindet dem Erzähler das Bewußtsein der realen Gegenwart. Nicht mehr diese ist Bezugspunkt, auf den das Vergangene bezogen wird, sondern die Gegenwart der vergangenen Ereignisse.

5

Das Denken entwickelte eine weitere Art zeitlichen Beziehens, in dem das zweite Beziehungsglied nicht das gegenwärtige Erleben, sondern irgendeine andere Veränderung ist.

Eine Analyse dieses Beziehungserfassens zeigt, daß es nicht ohne fundierenden zweiten Beziehungsakt erfolgt, in dem die durch Zeitrelation bestimmten Veränderungen auch auf das Subjekterleben bezogen werden, obgleich das Subjekterleben als zweites Beziehungsglied wiederum nicht ausdrücklich genannt wird.

Das Erfassen zeitlicher Beziehung äußert sich in Kombination mit jeweils variierender Fundierungs-Zeitrelation in folgenden Formen:

a) Bestimmung einer Veränderung als **vorzeitig** durch Beziehung auf ein Nachzeitiges, mit dreifach möglicher Beziehung dieser Veränderungsfolge auf das subjektive gegenwärtige Erleben:

1. Vorher (nämlich bevor ein Gewitter aufkam),
war er gegangen;
2. Vorher (nämlich bevor das Gewitter aufkommt),
geht er;
3. Vorher (nämlich bevor ein Gewitter aufkommen wird),
wird er gehen.

b) Bestimmung einer Veränderung als **gleichzeitig** durch Beziehung auf ein Gleichzeitiges, mit dreifacher Beziehung dieser Veränderungen auf das subjektive Erleben:

1. Während, solange, als wir unterwegs waren,
regnete es;
2. jetzt, wo wir unterwegs sind, regnet es;
3. Während, solange wir unterwegs sein werden,
wird es regnen.

c) Bestimmung einer Veränderung als **nachzeitig** durch Beziehung auf ein Vorzeitiges, mit drei verschiedenen fundierenden Zeitbestimmungen:

1. Danach, später (nämlich nachdem er das Buch gebracht hatte) ging er;
2. Danach, später (nämlich nachdem er das Buch gebracht hat) geht er;
3. Danach, später (nämlich nachdem er das Buch gebracht haben wird) wird er gehen.

In allen (9) Beispielen wird eine doppelte Beziehung erfaßt: 1. die zeitliche Beziehung von Veränderungen (u. a. auch Zuständen) auf eine andere Veränderung, die nicht mit dem subjektiven Erlebnisgrund identisch

ist, und 2. die zeitliche Beziehung dieser zeitlich bezogenen Veränderungen auf das gegenwärtige Subjekterleben und ihre Bestimmung als vorzeitig, gleichzeitig oder nachzeitig, wobei das zweite Beziehungsglied dieser zweiten Relation sprachlich nicht ausgedrückt wird.

6

In Bestimmungen der Zeitdauer verbindet sich mit der Erfassung der zeitlichen Relation einer Veränderung auf das Subjekt-Erleben der Akt des zählenden Messens, wie folgende Beispiele beweisen: "Der Sturm dauerte eine Nacht"; "Diese Böe dauert 5 Sekunden"; "Der Bau dieser Straße wird 2 Jahre beanspruchen". In diesen Aussagen sind Veränderungen zunächst auf das gegenwärtige Erleben des Sprechers bezogen und als vorzeitig, gleichzeitig bzw. nachzeitig bestimmt. Außerdem sind die Veränderungen zu anderen zeitlichen Prozessen in Bezug gesetzt, die sich als Maßstäbe zur Messung der Dauer von Veränderungen einbürgerten bzw. künstlich geschaffen wurden. (Die Nacht ist wie das Jahr eine natürliche Maßeinheit der Dauer, die Sekunde eine künstliche). Wie in jeder Messung wird hier eine Eigenschaft eines Gegenstandes (hier die bestimmte Dauer) mit einer bestimmten Anzahl von Einheiten des Maßstabes zur Deckung gebracht. Das zur Deckung bringen ist jedoch nicht als Bestimmen von Gleichzeitigkeit zu werten, da die Maßeinheiten allgemeine, wiederholt verwendete Zeitstrecken darstellen. Insofern kann die Bestimmung der Zeitdauer nicht als Ermittlung einer zeitlichen Beziehung gelten ¹⁾, sondern nur als ein Akt des messenden Beziehens (zu dem natürlich, wie in obigen Beispielen deutlich wurde, die Ermittlung der zeitlichen Relation in Bezug auf das subjektive Erleben hinzukommt).

7

Mit den Akten der Erfassung von Zeitrelationen ist nicht notwendig eine

1) Zur genaueren Analyse des messenden Beziehens vgl. Abschnitt XXVIII.

Bestimmung der Dauer verbunden, wie die in Abschnitt 5 angeführten Beispiele zeigen. Zwar sind die Bestimmungen einer zeitlichen Relation oft vom Bewußtsein der Dauer der aufeinander bezogenen und als vor-, gleich- oder nachzeitig bestimmten Veränderungen begleitet. Aber die Dauer (z. B. des Unterwegsseins, des Regens) ist nicht in ihrer Größe durch Messung näher bestimmt.

8

Um die Frequenz der Erfassung von zeitlichen Relationen in realen Aussagefolgen zu ermessen, ist daran zu erinnern, daß bei weitem nicht alle Aussagen Temporalisierungen enthalten. In der Aussage "Der Mensch ist ein denkendes, sprachbegabtes Wesen" ist gewöhnlich jeder zeitliche Bezug ausgeschlossen, wir beziehen die Sprachbegabtheit des Menschen nicht als gleichzeitig auf eine irgendwie bestimmte Gegenwart. Die Aussage gilt allgemein.

XXIII. Erfassen der Ursache-Wirkung-Beziehung

1

Im Erfassen einer Ursache-Wirkung Beziehung wird wie in den übrigen Relationsbestimmungen ein Gegebenes nicht an sich, sondern durch Beziehung auf ein anderes bestimmt. Etwas wird entweder als Ursache eines anderen oder als Wirkung eines anderen erfaßt.

2

Ontologisch betrachtet stehen die Beziehungsglieder der Kausalrelation zwar in einem zeitlichen Nacheinander, erschöpfen sich jedoch nicht in einem bloßen Nacheinander. Die Folge von Ursache und Wirkung ist eine "notwendige" Folge. Die Notwendigkeit darf nicht als eine Art dingliches Band mißverstanden werden. Sie ist, um weitere Mißdeutungen auszuschließen, auch nicht im Sinne von "nötig, er-

forderlich zu einem Zweck, d.h. zu einem Gewollten" zu verstehen¹⁾, und ebenso muß man von dieser Notwendigkeit "jede ... Erinnerung an ein (animistisch gedachtes) 'Genötigtsein' im ursprünglich psychologischen Sinne des Sollens, also des Willenszwanges, gänzlich tilgen" ²⁾.

Dennoch gibt es einen wesentlichen Unterschied zwischen kausalem Zusammenhang und einer Folge von Vorgängen, die in bloß zufälligem zeitlichen Nacheinander stehen, wie etwa die magische Praktik eines Regenzauberers und der zufällig folgende Regen.

3

Das Ziel der Naturforschung war es vor allem, aus der Fülle von Vorgangs-Folgen jene zu ermitteln, die in kausalem, notwendigem Zusammenhang stehen. Denn das sind solche, die, wenn man den zeitlich vorausgehenden Zustand herbeiführt, mit Sicherheit ("Notwendigkeit") die erkannte Wirkung nach sich ziehen. Erkannte Kausalbeziehungen ermöglichen zweckmäßiges Handeln.

4

Die Natur des theoretischen Akts Erfassen von Kausalbeziehung wird deutlicher, wenn wir ihn mit dem Vorgang der Ideen-Assoziation vergleichen. "Das Gesetz der Ideen-Assoziation... lautet..., daß von Vorstellungen, welche zugleich oder unmittelbar hinter einander in der Seele gewesen sind, die eine oder die erste bei ihrem Wiedereintreten in die Seele die andere erweckt. Es kommt also bei dieser Gedankenverbindung auf die Natur und den Inhalt der dadurch vorgestellten Gegenstände, und ob diese verbunden sind, gar nicht an; das Entfernteste und Verschiedenste kann sich einander so als Vorstellung... erwecken, wenn es nur vorher ein oder mehrere Male ... beisammen vorgestellt worden ist. Wenn also ... die Ursächlichkeit auch

1) Heyde, J.E.: Entwertung der Kausalität? 1957. S. 139

2) Heyde 139

für die Ideen-Assoziation sich wirksam zeigt, so geschieht dies nicht in Folge ihrer eigenen Natur, sondern weil das von diesen Verbindungsformen Befäßte auch im Vorstellen oder als Gedanken... beisammen gewesen ist und deshalb sich einander wieder erweckt. Die Ursächlichkeit kann daher zwar auch eine Verbindung der Gedanken bewirken; aber ihr Begriff geht weiter und bezieht sich auf die Dinge selbst. Der Mensch unterscheidet deshalb auch die subjektiven Verbindungen sehr genau von den objektiven. Ich komme durch die Ideen-assoziaton wohl von dem Ofen auf die Wärme; ich kann aber auch durch sie vom Ofen auf einen Bekannten kommen, den ich gestern am Ofen gesehen habe. Als Gedankenverbindung beruhen beide Fälle auf demselben Gesetze und sind die gleiche Erscheinung; aber dennoch gilt ... uns nur die erste als eine ursachliche ... Verbindung¹⁾.

Die Assoziation einer Vorstellung anläßlich einer Vorstellung, mit der jene Vorstellung früher wiederholt verknüpft war, ist ein nachzeitiges psychisches Ereignis. Diese Vorstellungsfolge "spiegelt" oft Gegenstände, die real nicht im Verhältnis des Nacheinanders standen. Wir assoziieren in (aufeinanderfolgenden) Vorstellungen auch, was gleichzeitig war und zusammen wahrgenommen wurde. Darüber hinaus erfaßt die Assoziation - obwohl selbst in einer Beziehung des Nacheinanders stehend - nicht die Beziehung des Nacheinanders noch irgendeine andere Beziehung.

5

In der Natur verlaufen unendlich viele Bewegungen unendlicher vieler Körper. Jede Bewegung eines Körpers ist ein kontinuierlicher Prozeß, in dem kein Bewegungsabschnitt und kein Moment eine bevorzugte Rolle hat. Eine gestoßene Billardkugel A teilt, während sie rollt, die Luftmassen, schiebt diese teils zur Seite, teils vor sich her; dann prallt sie auf die Kugel B, bringt diese in Bewegung, Kugel B rollt im spitzen Win-

1) Kirchmann, J. H. v. in: Hume, D.: Eine Untersuchung in Betreff des menschl. Verstandes, Leipzig 1880, S. 176 f.

kel zur Bewegungsstrecke von Kugel A, stößt im Winkel von x Grad an die Bande, verläßt die Bande im Winkel von x Grad und kommt nach stetig verlangsamer Bewegung in der Mitte des Feldes zur Ruhe.

Das Kausalerfassen begreift einen Moment aus diesem Prozeß, um ihn als Wirkung auf eine Ursache oder Ursache auf eine Wirkung zu beziehen. Es begreift z. B. den seitlichen Aufprall der Kugel A auf die ruhende Kugel B als Wirkung, die aus den gegebenen Bedingungen (Art des Angestoßenwerdens und Bewegungsrichtung der Kugel A) als ihrer Ursache zu bestimmen ist; oder sie begreift den seitlichen Aufprall der Kugel A auf die Kugel B als Ursache, der eine bestimmte Wirkung folgt. Sie greift einen Vorgang oder Zustand als erstes Beziehungsglied und setzt ihn zu einem andern Vorgang oder Zustand als zweites Beziehungsglied in Beziehung.

Das erste Beziehungsglied wird als durch eine Ursache zu erklärende Wirkung verstanden, wenn der Blick auf die zeitlich verflassenen Vorgänge gerichtet ist, - als Ursache, bei der die zu gewärtigenden Wirkungen problematisch sind, wenn der Blick in die Zukunft gerichtet ist.

6

Die Tatsache, daß wir, was wir als Ursache begreifen, in einem anderen Akt als Wirkung fassen können, die in Beziehung zu einer Ursache gesetzt wird, diese Tatsache zeigt, daß Erfassen einer Kausalbeziehung ein subjektives Tun darstellt, das freilich objektive Verhältnisse ermittelt, und zwar solche, die über bloß zeitliche Relationen hinausgehen.

7

In der Analyse des theoretischen Akts Erfassen einer Kausalrelation kommt es zu unglücklicher Verwirrung, wenn man ihn nicht vom Akt der Gesetzeserkenntnis unterscheidet. Moritz Schlick nennt den einzigen "Unterschied zwischen einer rein zeitlichen Folge und einer kausalen Folge die Regelmäßigkeit, die Gleichförmigkeit der letzteren". "Wenn das Ereignis W immer eintritt, nachdem das Ereignis U vorher eingetreten ist, wenn U niemals eintritt, ohne daß W folgt, dann zö-

gern wir nicht, U die Ursache zu nennen und W die Wirkung" ¹⁾. Daraus folgert er, "daß Regelmäßigkeit der Folge das Ganze der Kausalität ausmacht" ²⁾, und daß Kausalbeziehung "nur durch die Beobachtung regelmäßiger Folge" ermittelt wird ³⁾.

Demgegenüber ist zweierlei festzuhalten. Der Akt der Gesetzeserkennung erstreckt sich nicht immer auf Veränderungen, d. h. zeitlich einander folgende Zustände; er erfaßt u. a. auch gleichzeitige Merkmale z. B. in Beschreibungen der allgemeinen Eigenschaften einer Tier- oder Pflanzenart. Gesetzesartige Aussagen kausaler Beziehungen bilden nur einen Ausschnitt aus der Klasse der Gesetzesaussagen. - Gesetzesaussagen sind Verallgemeinerungen der an einigen Exemplaren einer Klasse von Gegenständen wahrgenommenen Eigenschaften (oder wahrgenommenen Beziehungen zu anderem) auf alle Exemplare.

Andererseits ist nicht jedes Erfassen einer Kausalbeziehung eine nach Beobachtung regelmäßiger Folge vollzogene verallgemeinernde Gesetzesaussage. Zwar wird eine Aussage über eine Kausalbeziehung umso begründeter, je öfter die gleiche Folge beobachtet wurde. Kausalaussagen einer fortgeschrittenen Wissenschaft sind nach langem Umgang mit dem Wissenschaftsgegenstand meist Gesetzesaussagen. Aber eine durch viele gleichartige Beobachtungen gesicherte verallgemeinernde Aussage über eine bestimmte Ursache-Wirkung-Beziehung (z. B. "Alkoholgenuß vermindert die Fahrtüchtigkeit") erfaßt um nichts mehr eine Kausalbeziehung als die Aussage, in der die Kausalbeziehung aufgrund erstmaliger Wahrnehmung festgestellt wird (wenn sie "wahr" ist).

8

Das Erfassen von Kausalbeziehungen findet in mehreren Formen seinen sprachlichen Niederschlag.

1) Schlick, M.: Kausalität im täglichen Leben und in der neueren Naturwissenschaft, in: Erkenntnisprobleme der Naturwissenschaften. 1970. S. 136, 142

2) Schlick 137.

3) Schlick 137.

a) Hier ist an erster Stelle an die kausalen Wendungen im engeren Sinne zu erinnern; sprachlich:

in zwei Hauptsätzen: der zweite eingeleitet durch die Konjunktion "denn" (A starb; denn er war vergiftet worden),

in Haupt- und Nebensatz, letzterer eingeleitet durch eine kausale Konjunktion, "weil", "da", "deshalb weil", "darum weil", "gerade weil", "bloß weil", "zumal da", "umso mehr als" (A starb, weil er vergiftet worden war),

bei Umstands- oder adverbialen Bestimmungen innerhalb eines Satzes (A starb durch Vergiftung; A starb an einer Vergiftung).

Das Denken setzt eine Wirkung in Beziehung zu einer Ursache.

b) Gegenüber den kausalen Wendungen bezieht die konsekutive Betrachtungsweise in umgekehrter Blickrichtung einen Vorgang (als Ursache) auf eine Wirkung. Die Ursache nicht die Wirkung ist Ausgangspunkt der Darstellung. Sprachlich ergeben sich:

in zwei Hauptsätzen, der zweite davon mit einleitender konsekutiver Konjunktion ¹⁾

"deshalb", "deswegen", "darum",

"mithin", "folglich", "daher",

(A aß giftige Pilze, deshalb starb er),

in Haupt- mit Nebensatz, letzterer mit "so daß" eingeleitet

(Es regnete so stark, daß der Fluß über die Ufer trat).

Das Denken setzt eine Ursache in Beziehung zu einer Wirkung.

c) Solches Erfassen von Kausalbeziehung (a und b) kann sich mit dem Akt der Negation verbinden, so daß Ursache oder Wirkung nur als

1) In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß kausale und konsekutive Konjunktionen auch die Wiedergabe von Motiven und von logischen Gründen einleiten.

möglich apperzipiert und als nicht wirkliche erfaßt werden (a. Ohne daß er bremste [= mögliche, aber nicht wirkliche Ursache], kam sein Fahrzeug zum Stehen; b. Er stürzte, ohne daß er sich verletzte [= mögliche, aber nicht erfolgte Wirkung]).

d) Dieser Akt der Negation der möglichen Ursache oder Wirkung ist ebenfalls in konzessiven Aussagen enthalten, die an folgenden Beispielen veranschaulicht werden mögen:

in zwei Hauptsätzen: A fuhr nicht unvorsichtig, trotzdem (dennoch, gleichwohl) verunglückte er,

in Neben- und Hauptsatz: Obwohl A nicht unvorsichtig fuhr, verunglückte er,

als adverbiale Bestimmung in einem Hauptsatz: Trotz nicht unvorsichtiger Fahrweise verunglückte A.

Diese Sätze behaupten, daß die erwartete mögliche Ursache (unvorsichtige Fahrweise) einer Wirkung nicht gegeben ist. - Demgegenüber:

in zwei Hauptsätzen: A aß giftige Pilze, trotzdem (gleichwohl, dennoch) starb er nicht

(trotzdem wurde er wieder gesund),

in Neben- und Hauptsatz: Obwohl (obgleich, obschon, wenngleich, wiewohl) A giftige Pilze aß, starb er nicht (wurde er wieder gesund),

als adverbiale Bestimmung in einem Satz: Trotz der giftigen Pilzmahlzeit starb A nicht (wurde A wieder gesund).

Diese Sätze behaupten, daß ein Vorgang nicht hinreicht, um einen anderen, der erwartet wird, als Wirkung hervorzurufen. Es werden nicht reale Ursache und Wirkung aufeinander bezogen, sondern ein Vorgang auf eine erwartete, aber nicht erfolgte (infolgedessen verneinte) Wirkung (Nicht-Sterben). Wenn statt der verneinten, erwarteten Wirkung ("starb nicht") positiv die erfolgte Wirkung ("wurde gesund") genannt wird, die nicht aus dem genannten Vorgang, sondern aus nicht erwähnten anderen Ursachen (hier: z. B. ärztliche Maßnahmen) zu erklären ist, kann

von ausdrücklichem sprachlichen Erfassen einer Kausalbeziehung nicht mehr die Rede sein. In der zweiten Beispielgruppe der konzessiven Aussagen (d) wird wenigstens eine nicht hinreichend wirksame Ursache auf eine nicht erfolgte Wirkung bezogen.

e) Schließlich gehören zu den Arten des Erfassens von Kausalbeziehungen die konditionalen Aussagen, eingeleitet durch die Konjunktion "wenn", "falls", "sofern", "wofern", "vorausgesetzt daß", "gesetzt den Fall daß". Von diesen Aussagen sind Aussagen, die die zeitliche Beziehung der Gleichzeitigkeit erfassen, abzuheben.

"Wenn es regnete, ging er spazieren".

"Wenn es regnet, geht er spazieren".

Beide Aussagen setzen zwei Vorgänge in zeitliche Beziehung der Gleichzeitigkeit. Wir stellen fest, daß jemand gerade dann spazieren ging oder geht, als es regnete bzw. regnet. Eine Kausalbeziehung wird nicht wiedergegeben.

α) Erheblich andere Struktur weisen Aussagen folgender Art auf:

Wenn dieses Pyrit geröstet wird, entstehen

Eisenoxid und Schwefeldioxid.

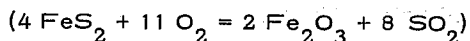
Sie fassen keine Beziehung der Gleichzeitigkeit und ebenso wenig eine bloße Nachzeitigkeit, obwohl eine Nachzeitigkeit enthalten ist.

Sie erfassen vielmehr eine einzelne Beziehung von möglicher Ursache und nach Eintritt der Ursache notwendig erfolgender Wirkung, und zwar in Kenntnis der allgemeinen Gesetzlichkeit.

β) Diese Gesetzlichkeit wird ausdrücklich formuliert in anderen Aussagen:

Wenn Pyrit geröstet wird, entstehen

Eisenoxid und Schwefeldioxid.



Sie haben den Sinn "immer wenn...". Sie beziehen nicht nur einen ein-

zelnen möglichen Vorgang auf die nach dessen Eintritt notwendig erfolgende Wirkung, sondern enthalten eine Verallgemeinerung dieses Zusammenhanges aufgrund wiederholter Erfahrung.

f) Ohne Vollständigkeit anzustreben, sei hier noch auf einige weitere sprachliche Formen hingewiesen, die eine erfaßte Ursache-Wirkungs-Beziehung ausdrücken.

1. Zahlreiche Komposita geben eine Kausalbeziehung wieder.

Bombentrichter (= Trichter, durch die
explodierende Bombe ausgeworfen),

Schußwunde (= Wunde, durch einen Schuß
verursacht),

Schmelzhochwasser (= Hochwasser, durch
Schneesmelze hervorgerufen),

Reibungshitze (= Hitze, durch Reiben entstanden).

Eine Wirkung wird zu ihrer Ursache in Beziehung gesetzt.

2. In dem Kompositum "Todespilz" (Pilz, dessen Genuß den Tod zur Folge hatte) wird umgekehrt eine Ursache zu ihrer Wirkung in Beziehung gesetzt.

3. Diese Komposita führen uns auf jene Sätze, die ein Subjekt mit einem effizienten Objekt verbinden.

Die Bombe riß einen Krater.

Die Reibung erzeugte Hitze.

Sie setzen einen Vorgang (Explosion der Bombe, Reibung) als Ursache in Beziehung zu seinem Effekt (Krater, Hitze).

Die Form f 1 stimmt mit a (kausalen Wendungen) darin überein, daß sie, obwohl sprachlich kürzer, etwas als Wirkung auf eine Ursache bezieht, während f 2 und f 3 wie b (konsekutive Betrachtungsweise) etwas als Ursache auf eine Wirkung beziehen.

9

Das Erfassen von Ursache-Wirkung-Beziehungen spielt in der Geschichte des menschlichen Denkens von Anfang an eine überragende Rolle. Denn die Kenntnis von Ursache-Wirkung-Beziehungen erlaubte es, Künftiges zu erschließen und sich darauf einzustellen, und sie ermöglichte es, durch gezielte Herstellung bestimmter Ursachen gewünschte Wirkungen zu erreichen. Allerdings wurde das Denken lange Zeit fehlgeleitet durch die irrtümliche Analogie und Gleichsetzung von Verursachen und bewußtem Handeln.

Das frühe Denken erlebte vor allem und zuerst sich selbst, den eigenen Willen als Ursache von Veränderungen und trug den bewußten, vorstellenden Willen als eigentliche Ursache in das Naturgeschehen. Der Geist des frühen Menschen "sucht nicht nach dem Wie, sondern nach dem Wer, wenn er nach Ursachen fragt. Da die Erscheinungswelt, die dem Menschen der Frühe entgegentritt, ein Du ist, erwartet er nicht, ein unpersönliches Gesetz zu finden, das alle Vorgänge reguliert. Er sucht einen absichtsvollen Willen, der Handlungen ausführt. Falls die Flüsse nicht steigen wollen, so kommt er nicht auf die Idee, daß unzureichende Niederschläge in fernen Gebirgen die angemessene Erklärung für diesen Mißstand sein könnten. Steigt der Fluß nicht, dann hat er sich eben geweigert, es zu tun. Die Flüsse oder die Götter müssen wohl über die Menschen, die auf die Überschwemmung angewiesen sind, erzürnt sein oder bestenfalls ihnen durch ihr Verhalten etwas mitteilen wollen. Also muß irgendetwas unternommen werden. Wir wissen, daß der König Gudea, wenn der Tigris nicht stieg, sich zum Schlafen in den Tempel begab, um in einem Traum die Bedeutung der Trockenheit zu erfahren. In Ägypten, wo man seit den ältesten historischen Zeiten

Jahr für Jahr über die Nilfluthöhen Buch führte, brachten trotzdem die Pharaonen alljährlich zu der Zeit, wo der Nil steigen sollte, dem Fluß Geschenke dar. Zu diesen Opfengaben, die man ins Wasser warf, fügte man auch ein Dokument, in dem die Verpflichtungen des Nils in Form eines Befehls oder eines Vertrages festgestellt wurden!" ¹⁾

Die Geschichte der reineren Fassung und Isolierung der Ursache-Wirkung -Beziehung habe ich an anderer Stelle angedeutet ²⁾.

10

Die neuzeitlichen Wissenschaften stellten das Ziel der entteleologisierten Kausalerkenntnis immer entschiedener in den Vordergrund.

In der Medizin hat man Ursachen und Erreger zahlloser Krankheiten gesucht und gefunden. In der Arzneimittelforschung suchte man bestimmte Medikamente als Ursachen der Heilung von Krankheiten und erforschte man die Nebenwirkungen gefundener Heilmittel. Die Chemie ermittelte nicht nur Eigenschaften der einzelnen Elemente und Elementverbindungen (z.B. spezifisches Gewicht), sondern auch ihre Wirkung auf andere Elemente und Elementverbindungen. In der Geologie erfolgte die Bestimmung der Ursachen von Erdbeben, Vulkanismus, Gesteinsbildungen verschiedener Art. Diese Aufzählung ließe sich beliebig erweitern und soll nur andeuten, welche Rolle das Erfassen der Ursache-Wirkung-Beziehung in der Geschichte des menschlichen Denkens, vor allem auch im wissenschaftlichen Denken spielt und in welchem Umfange diese Art der Relationsbestimmung in das reale Denken eingeht.

1) Frankfurt, H.: Frühlicht des Geistes. 1954. S. 23.

2) Schilling, H.: Ursprünge der rationalen Naturbeherrschung. 1963, S. 43-47.

XXIV. Erfassen der Mittel-Zweck-Beziehung

1

Zu den Erfassungen von Relationen gehört an vierter Stelle die große Gruppe der Begriffe und Aussagen teleologischer Beziehung. Die Beziehungsglieder dieser Relation sind Mittel und Zweck. Wir erfassen etwas als taugliches, geeignetes Mittel zur Erreichung eines Zwecks, z.B.:

- (a) den Hammer zum Einschlagen des Nagels
("Mit dem Hammer schlug er den Nagel in die Wand")
- (b)
das Einschlagen des Nagels zur Befestigung des Nagels
("Mit einem Schlag war der Nagel in der Wand befestigt")
- (c)
den befestigten Nagel zum Aufhängen des Bildes
("Mit dem Nagel befestigte er das Bild").

Die Beispiele lassen erkennen, daß sowohl Gegenstände (Hammer, Nagel) als auch Tätigkeiten (Einschlagen) als Mittel betrachtet werden können; daß ebenfalls Gegenstände ¹⁾ aber auch Tätigkeiten (Einschlagen des Nagels, Aufhängen des Bildes) als vorgestellter (und dann vielleicht realisierter) Zweck figurieren können.

2

Den Beispielen entnehmen wir ferner, daß es vom situationsbedingten Bedürfnis und Interesse des Betrachters abhängt, ob ein und dasselbe (z.B. das Einschlagen des Nagels) als Mittel (wie in b) oder als Zweck (wie in a) bestimmt wird.

1) In dem Satz: "Mit Klammern und einem schwarzen Papierfalz heftete er die Blätter zu einer Broschüre" ist der Gegenstand geheftete Broschüre der Zweck.

Das Bewußtsein geht dem Handeln durch Zwecksetzung voraus und stellt sich die aus der Erfahrung bekannten Mittel vor, die es zu erreichen versucht (z.B. den Gegenstand Hammer), um mit ihnen als Materialmittel den Zweck zu realisieren, oder die es zu realisieren versucht (z.B. die Tätigkeit des Hämmerns), um mit ihnen als Ursache eine Wirkung (Befestigung des Nagels) zu erzielen.

Allerdings besteht selten das Interesse, auch nur annähernd das Gesamt der dem Zweck vorausgehenden Materialmittel und Mittelhandlungen zu erfassen. In der Aussage "Mit einem Schlag war der Nagel in der Wand befestigt" heben wir nur das Mittel "Schlagen" aus dem komplexen Geschehen heraus und übergängen die übrigen Mittelhandlungen (Ergreifen des Hammers, Halten des Bildes usw.).

3

Die Erfassungen der Mittel-Zweck-Beziehung gelangen in verschiedenen sprachlichen Formen zum Ausdruck.

a) Eindeutig teleologischen Gehalt besitzen Finalsätze, durch die Konjunktionen "um zu", "damit", "daß" eingeleitete Nebensätze:

"A winkte, damit B ihn sah".

"Er fuhr mit überhöhter Geschwindigkeit, um pünktlich zu erscheinen".

b) Mittel-Zweck-Erfassungen begegnen wir ebenfalls in vielen Nominalkomposita, die substantivische Kürzungen längerer sprachlicher Wendungen darstellen

Bünd-faden (Faden zum Binden)

Ausstellungs-raum (Raum zum Ausstellen)

Wohn-zimmer (Zimmer zum Wohnen)

Schreib-griffel (Griffel zum Schreiben)

Trainings-lauf (Lauf zum Training)

Diese Ausdrücke fassen Gegenstände, aber auch Tätigkeiten als Mittel zu einem bestimmten Zweck.

4

Während sie Mittel und Zweck angeben, kommen diese in einfachen Wörtern für Gegenstände nicht zum Ausdruck. Wörter wie Faden, Raum, Zimmer, Griffel, Tisch bezeichnen einen Gegenstand lediglich für sich. Wenn Zweck und Zuhandenheit des durch sie Bezeichneten auch im allgemeinen bekannt sind, so werden sie in den Wörtern selbst doch sprachlich nicht erfaßt. Sie enthalten bloße Gegenstandserfassungen, und zwar von Gegenständen, die in Aussagen als Materialmittel auf verschiedene Zwecke (z.B. Schreibtisch) oder als Ziele auf Mittelhandlungen (z.B. Tisch-Herstellung) bezogen werden können.

5

Von den Erfassungen der Mittel-Zweck-Beziehung sind ebenfalls die bloßen Zweck-Erfassungen zu unterscheiden. Sie sind entweder Befehle oder stehen diesen nahe.

"geh", "fahr", "steig ein",

"Ich hoffe, er wird schweigen",

"Ich rate dir, nicht zu gehen",

"Ich bitte dich, zu kommen".

In den angeführten Aussagen ist nur der Zweck (bezweckte Handlung, die freilich wiederum Mittel einer folgenden Zweckhandlung sein kann und meist ist, z.B. er soll einsteigen, damit ich losfahren kann) angegeben, nicht das Mittel. Sie sind keine Relationserfassungen, da in ihnen das erste Beziehungsglied (Mittel) nicht vorgestellt oder zumindest nicht ausgedrückt ist.

6

Die teleologischen Relationsbestimmungen erfolgen im Alltag und in den Wissenschaften 1. wenn Mittel und Zweck bekannt sind oder 2. nachdem

das Mittel eines Zweckes erforscht oder 3. nachdem der Zweck eines Mittels gesucht werden mußte (Motivforschung). Die zweite und dritte Art bedürfen näherer Bestimmung.

Die Relationserfassung ist oft in der Weise behindert, daß ein Zweck (oder Ziel) gegeben ist, jedoch die Mittel, mit denen er erreicht wurde oder mit denen er noch zu erreichen ist, unbekannt sind. Zahlreiche Ziele sind avisiert, ohne daß wir bislang die Materialmittel und Mittelhandlungen kennen, diese Ziele zu realisieren (z.B. Heilung des Krebses, Verhinderung des Alterungsprozesses). Bevor das erkennende Denken zur objektiven Erfassung der Mittel-Zweck-Beziehung gelangen kann, sind praktische Erprobung verschiedener Mittel und Ausprobieren verschiedenster Mittelhandlungen erforderlich.

Andererseits ist eine Relationserfassung häufig deshalb unmöglich, weil das zweite Beziehungsglied, der Zweck, nicht erkennbar ist. Zwecke, Ziele, Motive zu finden ist eine wesentliche Aufgabe der historischen Forschung in allen Bereichen der politischen und der Kulturgeschichte und ist Ziel von Vermutungen und Unterstellungen des praktischen Denkens im alltäglichen sozialen Bezug.

Infolge der individuellen Bewußtseinsimmanenz der Vorstellungen und Zwecksetzungen, bei aller Mittelbarkeit derselben, ist die Erfassung der Zwecke fremder Handlungen schwer und selten irrtumsfrei. Handlungen anderer, die wir sehen und beobachten oder von denen wir durch Hörensagen erfahren, werden oft falsche Zwecke unterstellt. Nicht jede Zweck-Mittel-Beziehung eines Historikers, die auf den Äußerungen des Handelnden basiert, erfaßt den tatsächlichen Zweck von dessen Unternehmungen. Oft täuschen wir uns über den wahren Zweck unserer eigenen Handlungen. Wir würden den Zweck fremder Handlungen sicherer erfassen, wenn wir an den Vorstellungen des Anderen teilnehmen könnten.

Andererseits liegt vielen Verhaltensweisen keine bestimmte Absicht zu Grunde, d. h. sie sind nicht Mittel der Erreichung bestimmter Zwecke.

So resultiert Unhöflichkeit vielfach aus Unkenntnis der Umgangsformen, Zerstreuung, Geistesabwesenheit oder Beschäftigung mit anderen Dingen. Und doch erfolgt tagtäglich die Unterstellung von Zwecken solchen Verhaltens, die Erfassung (besser Setzung) von Mittel-Zweck-Beziehungen. Im Verfolgungswahn erreicht diese Denkform krankhafte Überspitzung.

7

Die Erfassung von Mittel-Zweck-Beziehungen gehört zu den ältesten Bestimmungsmethoden menschlichen Denkens. Im Denken früher, religiös bestimmter Kulturen wurde selbst Naturgeschehen, das wir heute kausal erklären, als Mittel zwecksetzender Mächte verstanden. Naturkatastrophen, Krankheit, Tod und Übel aller Art galten als Mittel der Bestrafung gottlosen Lebenswandels, als Mittel eines Gottes, der die Besserung und Umkehr der Menschen im Sinne hatte. Diese Auffassung schlägt sich an verschiedenen Stellen der Bibel in Spruchform nieder: "Denn welchen der Herr liebt, den straft er" (Sprüche Salomos 3, 12). "Selig ist der Mensch, den Gott straft" (Hiob 5, 17, u. vgl. Psalm 94, 12). - Allerdings stellt man auch heute noch die Frage, "wie konnte Gott das zulassen (welche Absicht hat er damit verbunden)?"

XXV. Erfassen sozialer Beziehungen

Erfassen sozialer Beziehungen läßt sich nicht als eigene, sondern nur als gemischte Klasse theoretischer Tätigkeiten begreifen. Es ist teilweise bloße Lokalisation von Individuen und Individuengruppen:

Nachbar (= A wohnt in der Nähe von B)

Eingeborener (= A ist, wo er wohnt, geboren),

Hinzugezogener,

Ausländer,

teilweise bloße Temporalisation:

Nachkriegsgeneration,

teilweise Erfassen einer Kausalrelation:

Vater von N. (Erzeuger von N.),

Mutter von N. (Gebärerin von N.),

Sohn von N. (der von N. Gezeugte bzw. Geborene),

Tochter von N. (die von N. Gezeugte bzw. Geborene).

Die letzteren Begriffe (Vater, Mutter, Sohn, Tochter) enthalten zusätzlich die Bestimmung der Geschlechtseigenschaft. Bezeichnungen wie "Bruder", "Schwester" erfassen daneben eine Gleichheitsrelation (den gleichen Erzeuger besitzen).

In anderen Sozialbegriffen wird die Beziehung realen Verhaltens zweier Individuen oder Individuengruppen zueinander Gegenstand:

A haßt (liebt, sympathisiert mit) B.

Hier erfassen wir die affizierende Beziehung eines Subjekts auf ein affiziertes Objekt.

XXVI. Erfassen der Beziehung des Gleichen bzw. Ähnlichen nach Vergleich

1

Jeder Bildung allgemeiner Wörter geht ein Erfassen des Gleichen bzw. Ähnlichen voraus. Wörter gelten allgemein, d.h. für das allen Individuen einer Gruppe oder allen Eigenschaften, Veränderungen, Verhältnissen bestimmter Art Gemeinsame, d.h. für das Gleiche bzw. Ähnliche. Das Wort "Pferd" wurde gebildet, weil dieses Wahrnehmungsgegebene als anderem früher oder gleichzeitig Gegebenen gleich erlebt wurde. Resultat von Vergleichen dieser Art sind sämtliche Wörter unseres Wortschatzes,

sofern sie nicht Eigennamen und Wörter für ein Einziges darstellen (z. B. Rhein, Ägypten, Montblanc).

Der genannten Form des Vergleichs ist es eigentümlich, daß ihr Endresultat einzelne neue (entweder entlehnte oder neugebildete) Bezeichnungen (Wörter) sind.

2

Im folgenden ist eine Gruppe sprachlicher Leistungen zu erwähnen, die ebenfalls auf Akte des Vergleichens zurückgehen, aber außerdem die Beziehungsglieder des Vergleichens getrennt festhalten und die Tatsache der Gleichheit eigens zum Ausdruck bringen, die also die Gleichheit zwischen den Beziehungsgliedern nicht zum Anlaß der Bildung eines allgemeinen Wortes werden lassen. Solche Akte, die zur Gruppe des Erfassens von Beziehung gehören, sind der "Vergleich" im engeren Sinne, das Gleichnis, die Parabel. In ihrer Nähe stehen Metapher und Allegorie. Ich spreche von Vergleich im engeren Sinne, um ihn vom Vergleich im weiteren Sinne zu unterscheiden, der jenes Vergleichen mit umfaßt, das aller Bildung allgemeiner Wörter vorausgeht.

3

Der Unterschied von Vergleich im engeren Sinne, Gleichnis, Parabel, Metapher und Allegorie kann durch die Analyse folgender Beispiele verdeutlicht werden.

a) Metaphern

"Im Lenz des Lebens [statt: Mit 20 Jahren] starb sie".

b) Vergleiche

"A ist so groß wie B".

"Er ist flink wie ein Wiesel" (wieselflink).

"Er ist fleißig wie eine Biene" (bienenfleißig).

"Der Fußboden ist glatt wie ein Spiegel" (spiegelglatt).

"Der Vogel schoß wie ein Pfeil vorüber".

c) Vergleiche, Gleichnisse

"Die Jugend ist wie der Lenz des Lebens".

"Wer viel verspricht und hält nicht, der ist wie Wolken und Wind, ohne Regen" (Sprüche Sal. 25, 14).

"Eine gute Botschaft aus fernen Landen ist wie kalt Wasser einer durstigen Seele" (Sprüche 25, 25).

"Die Hoffnung auf einen Treulosen zur Zeit der Not ist wie ein fauler Zahn und gleitender Fuß" (Sprüche 25, 19).

"Ein Spruch in eines Narren Mund ist wie ein Dornenzweig, der in eines Trunkenen Hand sticht" (Sprüche 26, 9).

"Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Haarband" (Sprüche 11, 22).

"Wie die Kohlen eine Glut und Holz ein Feuer, also facht ein zänkischer Mann Hader an" (Sprüche 26, 21).

"Ein Fauler wendet sich im Bette wie die Tür in der Angel" (Sprüche 26, 14).

d) Parabel oder Gleichnis

"Er sagte aber zu ihnen [den Pharisäern und Schriftgelehrten] dies Gleichnis und sprach:

Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat und, so er der eines verliert, der nicht lasse die neunundneunzig in der Wüste und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er's finde? Und wenn er's gefunden hat, so legt er's auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu

ihnen: Freut euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war.

Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen" (Lukas 15, v. 3-7).

Nach üblichem Sprachgebrauch lassen sich die Beispiele der Gruppe b Vergleiche nennen, allenfalls noch Gleichnisse; auf keinen Fall Parabeln. Die Beispiele der Gruppe c könnte man als Vergleiche, ebenso als Gleichnisse, aber nicht als Parabeln bestimmen. Das Stück d könnte als Vergleich, als Gleichnis (wie es deutsche Bibelübersetzungen tun) und im vollen Sinne als Parabel bezeichnet werden.

Der Begriff Parabel besitzt den engsten Umfang. Man versteht darunter den Bezug einer Wahrheit (Sachhälfte) auf ein erzähltes Geschehen aus einem anderen Lebensbereich (Bildhälfte), das ähnliche Züge aufweist.

Demgegenüber lassen sich die Termini Vergleich und Gleichnis auf alle drei Beispielgruppen (b, c, d) anwenden, auf Gruppe b, wo der Vergleich der Eigenschaften (Verhaltensweisen) eines existierenden Einzelnen mit den Eigenschaften eines anderen Einzelnen oder eines Allgemeinen erfolgt, auf Gruppe c, wo ein allgemeiner Vorgang oder Verhaltenskomplex mit einem anderen allgemeinen Vorgang oder Verhaltenskomplex verglichen wird, und auf Gruppe d.

4

Das Übereinstimmende von Vergleich i. e. S., Gleichnis und Parabel ist es, daß sie

1. einen thematischen Gegenstand (eine Eigenschaft, Verhaltensweise, Bewegung, Vorgang, Geschehen usw.) auf einen anderen beziehen,
2. beide Beziehungsglieder ausdrücklich nennen (dadurch heben sie sich von der Metapher ab),
3. zwischen beiden die Relation der Gleichheit bzw. Ähnlichkeit behaupten ("ist wie", "gleich", "ähneln").

Das vorletzte Beispiel der Gruppe stützt sich auf die Erfahrung, daß es Menschen gibt, die immer wieder mit Anderen streiten. Die wiederkehrende gleiche Verhaltensweise, die aus Erfahrung, d. h. aus dem Gedächtnis deutlich ist, wird mit einem allgemeinen Wort (zänkischer Mann) gefaßt. Die allgemeine Bezeichnung wiederkehrender gleicher Verhaltensweisen allein beinhaltet allerdings noch keine Gleichheitsbeziehung. Der Vergleich setzt, im obigen Beispiel, vielmehr an dem Allgemeinen an. Dieses wird auf ein anderes Allgemeines (Holz facht Feuer an) bezogen, wobei die Gleichheit bzw. Ähnlichkeit beider Allgemeiner festgestellt wird.

Der durch Vergleich bestimmte Gegenstand ist nicht in jedem Fall wie im eben angeführten Beispiel ein Allgemeines. In allen Beispielen (Fußboden usw.) bestimmt. Es wird entweder auf ein anderes Einzelnes (B) oder auf ein Allgemeines (Wiese) bezogen; zwischen beiden wird die Relation der Gleichheit hinsichtlich einer Eigenschaft festgestellt.

5

Absicht der Rede in Vergleich, Gleichnis und Parabel ist nicht die Reduktion der Erscheinungen im Sinne der Maxime *entia non sunt multiplicanda*.

Der wesentliche Zweck dieser Art des Denkens ist vielmehr, sich und dem Angeredeten ein noch nicht genügend Bestimmtes zu veranschaulichen. Das geschieht durch Beziehung auf Gegenstände oder Sachverhalte, in denen die thematischen Eigenschaften des zu Bestimmenden in besonderer, auffallender Weise sinnlich konkret gegeben sind.

Darum konnten Vergleich i. e. S., Gleichnis und Parabel nicht Verfahren wissenschaftlichen Denkens werden. Wissenschaft zielt auf exaktes Erkennen und kann sich mit Ähnlichkeiten, die dazu noch als Gleichheiten genommen werden ("ist wie"), nicht zufrieden geben. Vergleich i. e. S., Gleichnis, Parabel waren und sind Verfahren des dichterischen Denkens.

terischen Denkens, das Anschauung und Stimmung will, aber ebenso des religiösen, politischen, pädagogischen Denkens, das dem im praktischen Leben tätigen Menschen unanschauliche Sachverhalte durch Beziehung auf Ähnliches, das bekannt ist, sinnliche Deutlichkeit vermittelt.

6

Von Vergleich i. e. S., Gleichnis und Parabel hebt sich die Metapher (Beispiel a) dadurch ab, daß sie das Wort der Bildhälfte für die Sachhälfte gebraucht, so daß das zu bestimmende, d. h. das erste Beziehungs- glied des Vergleichs sprachlich nicht mehr auftritt. Von dem gewöhnlichen Allgemeinbegriff unterscheidet sich die Metapher dadurch, daß sie nur mit Einschränkung zutrifft. Während das Wort "Katzen" Haus- katzen, Wildkatzen, Tiger, Löwen, Panther usw. meint und ohne Ein- schränkung auf diese angewendet werden kann, da alle Katzenarten die mit dem Gattungswort bezeichneten Merkmale enthalten, wird in der Metapher (z. B. am Fuß des Berges) ein sonst ebenfalls allgemein verwendetes Wort auf einen Gegenstand übertragen, der nicht sämtliche, sondern nur einige der mit dem Wort bezeichneten Merkmale enthält (unterster Teil, nicht: Organ der Fortbewegung).

7

Sehr häufige Anwendung fand im vorwissenschaftlichen Denken die Allegorie, die als eine besondere Form des beziehenden Ver- gleichs zu bestimmen ist. Von der Parabel läßt sich die Allegorie mit Bornemann in folgender Weise unterscheiden: "während die Parabel sich frei entfaltet und nur in dem wesentlichen Vergleichspunkte ge- bunden ist, handelt es sich bei der Allegorie, streng genommen, um die Anwendung eines ausgeführten Bildes, in der Weise, daß jedem der angegebenen Züge des Bildes folgerichtig je ein Charakterzug des ei- gentlich gemeinten Gegenstandes entspricht. Ein Beispiel wird dies deutlicher machen als jede Begriffsbestimmung. Unter den Gleichnis-

reden Jesu, die fast durchweg Parabeln sind, ist wenigstens Eine Allegorie: das Gleichnis vom Weinstock im 15. Kapitel des Johannis-evangeliums. Das Bild vom Weinstock ist in mehreren Zügen durchgeführt; für jeden einzelnen Zug aber findet sich eine Deutung, die auch im Ganzen des Bildes ihre notwendige Stelle hat: Gott ist der Weingärtner, Jesus der Weinstock, die Jünger die Reben; der rechte Wandel ist die Frucht, die Strafe das Verbrennen der abgeschnittenen, die Läuterung das Reinigen der fruchtbaren Reben; nur am Weinstock können die Reben Frucht bringen, die Jünger nur im Zusammenhang mit dem Herrn" ¹⁾.

8

In der Geschichte des Denkens begegnen wir zwei Ausprägungen der Allegorie, der allegorischen Darstellung (z.B. Minneallegorie) und der allegorischen Deutung von Texten, die ursprünglich nicht allegorisch gemeint waren.

Bornemann hat einige Entwicklungslinien der Geschichte der allegorischen Deutung nachgezeichnet und ihre ungeheure Verbreitung als Aktform im vorwissenschaftlichen Denken sichtbar gemacht. Wir finden die allegorische Methode bei der Homerdeutung durch die Griechen, bei der Schriftdeutung durch die jüdischen Schriftgelehrten und durch die Kirchenväter. Besonders häufig wurde die Allegorese in der Deutung des Hohen Liedes und anderer Stellen der Bibel, denen ursprünglich die religiöse und sittliche Bedeutung fehlte, angewandt.

"Schon mit dem 2. Jahrhundert beginnt die allegorische Methode in der Christenheit sich auszubreiten und die legitime Auslegungsweise zu werden. Der Hauptgrund dafür war, dass die Christen das Alte Testament ganz und gar als ihre heilige Schrift in Anspruch nahmen, aus der das ganze Evangelium abgeleitet werden könnte. Da galt es na-

1) Vischer: Ästhetik zit. nach Bornemann, W.: Allegorie in Kunst, Wissenschaft und Kirche. 1899, S. 7.

türlich, besonders gegenüber der jüdischen Auffassung, das Alte Testament christlich zu deuten und zugleich den Suchenden in der Heidenwelt alle Punkte zu zeigen, die das christlich verstandene Alte Testament auch mit der wahren Philosophie gemein habe. Vor allem aber wurde der Beweis für die Messianität Jesu und die Göttlichkeit seiner Lehre aus dem Alten Testament geführt, – natürlich, da man über ein genaues geschichtliches Verständnis nicht verfügte, mit der allgemein gebräuchlichen allegorischen Methode" ¹⁾.

"Fast alle abendländischen Kirchenlehrer seit dem 5. Jahrhundert sind in diesen Bahnen gewandelt. Man könnte dicke Bände schreiben, wollte man die wunderlichen und willkürlichen Ergebnisse ihres Allegorisierens zusammenstellen. Zwei Proben an bekannten Stoffen mögen hier genügen. Die Geschichte vom verlorenen Sohn wird bis in alle Einzelheiten ausgedeutet; da ist dann das Kleid, das der Heimkehrende erhält, das ewige Leben, der Ring der Glaube, die Schuhe der neue Wandel, und das gemästete Kalb, das geschlachtet wird, ist Christus. Oder, indem unter dem barmherzigen Samariter Christus verstanden wird, ist der unter die Mörder Gefallene die Menschheit, der Levit der jüdische Kultus, der Priester die Propheten; die Worte 'er hob ihn auf sein Tier' bedeuten, dass Jesus in seiner Geburt die menschliche Natur angenommen hat; Oel und Wein sind die Gnade und das Leiden Christi, der Wirt der Apostel Paulus, die beiden Denare das Alte und das Neue Testament" ²⁾. "In Kathedral- und Klosterschulen und Universitäten wird das Allegorisieren geübt" ³⁾.

"Der berühmte Franziskaner Bonaventura hat sogar eine ganze Schrift geschrieben, in der er alle menschlichen Wissenschaften und Künste geistlich deutet; so erblickt er z.B. in der Arbeit des Handwerkers nach einander die ewige Zeugung Christi, seine Menschwerdung, die Lebensordnung des Christen und den Bund der Seele mit Gott. Eine

1) Bornemann 24.

2) Bornemann 28.

3) Bornemann 32.

Schrift des 15. Jahrhunderts benutzte zu solcher allegorischen Arbeit sogar die lateinische Grammatik des Donatus: da ist das Nomen der Mensch, Pronomen, daß ein Sünder ist, Verbum das göttliche Gebot, Liebe zu üben, Adverbium die Erfüllung des göttlichen Gebots usw. " ¹⁾

Die Allegorese wurde realisiert durch den Vergleich. Ähnlichkeiten zwischen Vorstellungen eines Textes (Hohes Lied) oder Teilen eines Gegenstandsbereichs (Wissenschaften, Grammatik) und Gegenständen der religiösen Welt, mochten sie noch so vage oder weit hergeholt erscheinen, wurden gesucht und dienten dazu, die Beziehung der Gleichheit (hier: einen religiösen Gehalt) zu statuieren.

XXVII. Erfassen eines Unterschiedes nach Vergleich

Im voraufgehenden Abschnitt beschrieben wir jene theoretischen Akte, die Gegenstände aufeinanderbeziehen und die Relation der Gleichheit, Ähnlichkeit ("ist wie") zwischen ihnen herausheben.

Während hier das Ergebnis des Vergleichens der "Vergleich", die positive Fassung der Tatsache des Gleichseins war, führt beziehendes Vergleichen in anderen Fällen zur (positiven) Fassung der Unterschiedsbeziehung, weil die verglichenen Gegenstände oder Eigenschaften derselben nicht zur Deckung zu bringen sind. Zwei Formen dieser Art theoretischer Tätigkeit lassen sich unterscheiden.

- a) Erfassen der Eigenschaft eines Gegenstandes, nachdem er auf einen anderen bezogen wurde. Das Kennzeichen dieses elementaren Akts ist es, daß er das zweite Beziehungsglied nicht in die Aussage aufnimmt.
- b) Erfassen eines Unterschieds, nachdem zwei Gegenstände aufeinander bezogen und in einer Eigenschaft verglichen wurden. Die Beziehungsglieder sind genannt, und der Unterschied wird nicht als positive Eigenschaft, sondern als ein Mehr oder Weniger der Eigenschaft bestimmt.

1) Bornemann 42 f.

2

a) Erfassen einer Eigenschaft nach verstecktem Vergleich

Zahlreiche Adjektive und Verben sind, obschon sie wie jedes allgemeine Wort eine Gleichheits- bzw. Ähnlichkeitserfassung voraussetzen, nicht Ergebnis eines beziehenden Vergleichens. Wer vom "Blau des Himmels" oder vom "Grün des PKW" spricht, erfaßt diese Eigenschaft nicht nach einem Vergleich mit anderen Gegenständen, die weniger blau bzw. grün sind, sondern weil diese Eigenschaften (blau, grün) sich auffallend aus dem Wahrnehmungs-Gesamt, das anders ist, abheben. Hier kann von einem beziehenden Vergleich nicht die Rede sein.

Demgegenüber geht anderen Adjektiven, auch wenn sie sprachlich als einfache Positive und nicht als Komparative auftreten, ein Vergleichen voraus. So besitzt die Aussage "die Straße ist breit"¹⁾ in Wirklichkeit Vergleichsgehalt, obwohl sie lediglich eine schlichte Qualität auszudrücken scheint und obwohl ja auch kein Bezugsobjekt genannt ist. Der Vergleichsgehalt wird deutlich, wenn ich meine Behauptung erläutere, das geschieht dann durch Nennung des zweiten Beziehungsgliedes: "Diese Straße ist breit im Vergleich zu den anderen Straßen dieser Stadt". Gewöhnlich bleibt jedoch der Maßstab, das zweite Beziehungsglied, unausgesprochen. E. Leisi²⁾ hat das zweite meist nicht ausgedrückte Beziehungsglied besonders bei den sog. Dimensionsadjektiven (groß-klein, dick-dünn, breit-schmal, lang-kurz, hoch-niedrig, weit-eng) näher untersucht. Er bezeichnet es als "Norm", auf die eine gegebene Eigenschaft bezogen wird.

1) Das der Aussage vorgängige Bewußtsein des zweiten Beziehungsgliedes kann verschiedene Grade der Deutlichkeit haben, in manchen Fällen fehlt es ganz. So überwältigt mich, wenn ich von einer engen Kleinstadt in eine Hauptstadt komme, der Eindruck des Weiten, den ich mit der behauptenden Interjektion "breit" fasse, ohne ausdrücklich an die Enge der vorher befahrenen Straßen denken zu müssen.

2) Leisi, E.: Der Wortinhalt. 1961.

"Wohl am häufigsten ist die Speziesnorm, d. h. der Bezug auf den 'normalen', durchschnittlichen Vertreter der Spezies, der das Bezeichnende angehört. Ein Haus darf also dann groß genannt werden, wenn es größer ist, klein, wenn es kleiner ist, als das Durchschnittshaus. Damit halten wir zweierlei fest: Die Adjektiva wie groß, klein, breit usw. haben, wenn ohne Maßangabe gebraucht, Komparativcharakter, da sie nur dann gebraucht werden können, wenn etwas größer, kleiner, breiter usw. als der Durchschnitt ist ... Ferner: Die Norm ist auch bei einem gegebenen Gegenstand nicht absolut fixiert, da man sich auf Spezies, Subspezies, Sub-Subspezies usw. beziehen kann. 'Sie ist groß' kann heißen: 1. 'Sie ist größer als ein normales Mädchen'. 2. '... als ein normales 12 jähriges Mädchen', 3. '... als ein normales 12 jähriges englisches Mädchen' usw. Die Frage, welche Spezies oder Subspezies die Norm liefern soll, und die zweite, wie groß man sich den Normalvertreter der gewählten Spezies zu denken hat (etwa: das normalgroße 12 jährige Mädchen), wird natürlich nicht von jedermann gleich beantwortet werden, daher die vielen strittigen Fälle und die Diskussionen, ob jemand oder etwas 'groß' sei ... Keine großen Meinungsverschiedenheiten herrschen, wenn die in Frage stehende Spezies ziemlich eng umgrenzt ist, z. B. bei Schuhen oder Glühbirnen. ... Daneben aber tritt ... häufig ein anderer Bezug auf, und zwar vor allem dann, wenn die andern Dimensionen gut übersehbar und vergleichbar sind. Dieser Bezug tritt z. B. dann auf, wenn wir ein Brett breit nennen. Es fällt zu schwer, so etwas wie die 'durchschnittliche Breite' eines Brettes, Rechtecks zu finden, d. h. Speziesnorm ist hier unmöglich. Deshalb sagen wir dann von einem Rechteck oder Brett, es sei breit (schmal), wenn seine Breite im Verhältnis zu seiner Länge 'beträchtlich' ('unbeträchtlich') ist. D. h. wir messen an den anderen Dimensionen desselben Gegenstandes und stellen ihre Proportion zur bezeichneten Dimension fest" ¹⁾.

1) Leisi 100.

Leisi nennt das Beziehungsglied dieser Art Proportionsnorm.

Eine dritte Norm, findet er in der sog. individuellen Erwartungsnorm. "Sage ich: 'Er ist groß' von meinem dreijährigen Nefen, den ich ein paar Monate nicht gesehen habe, so sage ich damit nicht aus, der kleine Mann sei größer als der normale Dreijährige, sondern: er sei mehr gewachsen, als ich von ihm erwartet habe...

Ungleich wichtiger ist die vierte Norm, die Tauglichkeitsnorm. Sie wird bei allen Dimensionsadjektiven gelegentlich, bei deutsch 'eng' und 'weit' und bei englisch: narrow, wide, large sozusagen ausschließlich angewandt und verweist diese letzteren Adjektive damit in eine besondere Kategorie. Wann darf ich von einer Öffnung sagen: 'Sie ist eng'? Wohl kaum dann, wenn sie kleiner ist als die 'durchschnittliche Öffnung gleicher Art' (Speziesnorm);... Möglich, doch ebenfalls selten, ist die Proportionsnorm: ein enges, langes Rohr. Am häufigsten aber wird etwas dann eng genannt, wenn es 'beengt', d.h. wenn das, was darin ist oder hindurchgehen soll, schlecht Platz hat" ¹⁾.

Beziehendes Vergleichen liegt ferner den Elativen zugrunde, die eine Steigerung der Eigenschaft meinen (sehr eng, sehr kurz, sehr kalt, sehr warm). Sie sind von den Komparativen (enger usw.) zu unterscheiden, da sie das zweite Beziehungsglied unerwähnt lassen.

3

b) Erfassen eines Unterschieds nach ausdrücklichem Vergleich

Aussagen, die Steigerungen von Adjektiven (Komparative) enthalten, erfassen nicht eine schlichte Eigenschaft, sondern einen Unterschied, nach Vergleich verschiedener Gegenstände. Hier ist der Akt des beziehenden Vergleichens offensichtlich und wird das zweite Beziehungsglied aus-

1) Leisi 101,

drücklich genannt.

A ist größer (als B, von dem vorhin die Rede war),

A ist größer als B,

A bewegt sich schneller als B.

Um eine bestimmte Eigenschaft, z. B. Ausdehnung oder Geschwindigkeit von A, die wie die meisten anderen Eigenschaften einen bestimmten Grad und eine bestimmte Ausprägung besitzen, zu kennzeichnen, beziehen wir sie auf die gleiche Eigenschaftsart eines anderen benachbarten oder auffallenden oder aus der Erinnerung bekannten Gegenstandes. Wir vergleichen beide und verdeutlichen die zu bestimmende Eigenschaft von A durch die Bezeichnung des mehr oder minder im Vergleich zur Eigenschaft von B, nicht (wie in den Unterschiedsbestimmungen nach verstecktem Vergleich) durch einfache positive oder elative Eigenschaftsangabe.

4

Die komparativen Aussagen bestimmen den Gegenstand wie alle Relations- erfassungen nicht an und für sich selbst, sondern durch Beziehung auf ein Anderes. Von den einfachen Beziehungsbestimmungen aber (von den Lokalisationen, vom Erfassen zeitlicher, kausaler, teleologischer Beziehungen) unterscheiden sie sich dadurch, daß sie außer dem Beziehen auf ein zweites Relationsglied den Akt des Vergleichens voraussetzen, der in diesem Fall nicht zur Feststellung der Gleichheit ("ist wie") oder einer Eigenschaft ("breit"), sondern zur Ermittlung eines Unterschiedes führt ("breiter als B").

Die nach Beziehen und Vergleichen erfolgenden komparativen Aussagen erfassen einen Unterschied zwischen den verglichenen Gegenständen, und zwar einen Unterschied hinsichtlich der gleichen Eigenschaftsart der Gegenstände.

5

Das Eigentümliche dieser komparativen Bestimmungen ist es, daß sie das Quantum des Mehr oder Weniger der Eigenschaft nicht exakt an-

geben. Es bleibt unklar, um wieviel A größer als B ist. Selbst wenn nach Schätzung gesagt würde, A ist (wenig, viel, sehr viel) größer als B, bliebe das Quantum des Mehr oder Weniger ungenau erfaßt.

Die Tendenz, diese Ungenauigkeit komparativer Aussagen zu überwinden, wurde in der Geschichte des Denkens zum Anlaß für die Entwicklung eines anderen theoretischen Aktes, des Messens.

XXVIII. Messen

1

Messen, das in den modernen Naturwissenschaften, besonders im quantitativen Experiment große Bedeutung erlangte, gehört zu den mittelbaren Gegenstandsbestimmungen. Seiner Struktur nach ist es ein vergleichendes Beziehen. Ein zu bestimmender Gegenstand wird auf einen anderen Gegenstand bezogen und durch Erfassung der Gleichheit mit ihm bestimmt. Insofern unterscheidet es sich nicht vom Vergleich im engeren Sinne, d. h. vom Erfassen der Gleichheit einer Eigenschaft zweier Gegenstände. Die Aussage "A ist flink wie B" ist formal der folgenden Aussage gleich: "A ist 2 m groß". Sie meint: die Größe von A ist gleich der Größe von 2 m.

2

Vom einfachen Erfassen bloßer Gleichheit der Eigenschaft zweier einzelner Gegenstände ("ist wie") unterscheidet sich das Messen dadurch, daß es als zweites Beziehungsglied nicht jeden beliebigen Einzelgegenstand mit seiner Eigenschaft wählt, sondern einen Gegenstand, der Meßfunktion übernommen hat. Das waren in frühen Kulturen natürliche Gegenstände (Fuß, Elle usw.), die in einem langen Prozeß der Gewöhnung diese Funktion übernahmen, - das sind heute künstlich hergestellte Gegenstände (Meterstab, Lineal, Wiegewichte usw.).

3

Da der Maßgegenstand – das zweite Beziehungsglied im Messen – selten genau die Größe des zu messenden Gegenstandes hat, so daß die Aussage der einfachen Beziehung der Gleichheit ("A ist so lang wie die Elle") möglich ist, da andererseits eben die Feststellung der Gleichheitsbeziehung intendiert wird, ist im Messen fast immer ein Zählen der Maßeinheiten bzw. Maussteileinheiten erforderlich. Nur so gelangen wir zu der Anzahl von Maßeinheiten bzw. -teileinheiten, die dem zu messenden Gegenstand entspricht. Mit dem Messen ist der Akt des Zählens verbunden.

4

Bei Streckenmessung lege ich an die gegebene zu messende Strecke ein Lineal oder ein Bandmaß an. Ich suche den Maßstab mit der Strecke zur Deckung zu bringen, indem ich ihn mehrmals anlege und beim wiederholten Anlegen keine Strecke ungemessen lasse, aber ebenso wenig einen Teil der Strecke zweimal messe, und indem ich die Anzahl der angelegten Maßeinheiten zähle.

Bei Gewichtsmessung bringe ich den zu wiegenden Körper auf eine Waage und lege solange Gewichtmaße auf die Waagschale, bis Gewicht von Körper und Maßstab im Gleichgewicht der Schalen zur Deckung gelangt sind. Das Gewicht wird durch die Anzahl der aufgelegten Maßeinheiten bestimmt.

5

Was geschieht bei der Temperaturmessung? Wir messen nicht die subjektive Wärme- oder Kälteempfindung. Denn ein und dieselbe Temperatur wird nicht nur von verschiedenen Personen, sondern von derselben Person je nach den Umständen (Gesundheitszustand, vorhergehender Tätigkeit usw.) verschieden empfunden.

Wir bringen eine Maßflüssigkeit (Alkohol, Quecksilber) in oder an das Medium, dessen Temperatur zu messen ist. Dabei zeigt das Ther-

meter zunächst nur seine eigene Temperatur an. Die Maßflüssigkeit gleicht sich erst nach und nach der Temperatur des zu messenden Mediums an, d.h. dehnt sich aus oder zieht sich zusammen. Nach einer gewissen Zeit stimmen beide Temperaturen überein.¹⁾ Auch in der Temperaturmessung erfolgt also wie in der Streckenmessung und in der Gewichtsmessung ein Zurdeckungbringen, bis Übereinstimmung des Maßes mit dem zu Messenden erreicht ist.

Die Meßflüssigkeit steht in einer Röhre, sie kann sich nur nach einer Richtung ausdehnen und zeigt dort den jeweiligen Meßwert an.

6

Nicht alles, was als Messen bezeichnet wird, läßt sich wirklich dem Messen im oben beschriebenen engeren Sinne subsumieren. Geschwindigkeit z.B., sofern man darunter Durchschnittsgeschwindigkeit eines bewegten Körpers versteht, kann nicht durch anlegendes Vergleichen eines Maßstabes gemessen werden, da es einen einfachen Maßstab für Geschwindigkeit nicht gibt. Geschwindigkeitsmessung erfolgt, indem man den Weg, den ein bewegter Körper zurücklegt, mißt (= einfache Streckenmessung) und die Zeit, in der er den Weg zurücklegt. Beide Größen werden in Beziehung zueinander gesetzt. Um die Resultate bei Geschwindigkeitsmessungen vergleichbar zu machen, wird die Zeit auf eine bestimmte Größe festgesetzt. (sec. bei kurzfristigen, h Stunde bei länger dauernden Bewegungen). Man setzt einen Körper nur für diese Grundzeiten in Bewegung oder man ermittelt, wenn man nur Mes-

1) Ideale Meßflüssigkeiten sind solche Stoffe, die sich sehr schnell angleichen und einen möglichst großen Meßbereich besitzen. Da dieser bei Flüssigkeitsthermometern durch den Siede- und Erstarrungspunkt der verwendeten Flüssigkeit begrenzt ist, sind ideale Meßflüssigkeiten solche, die einen sehr niedrigen Erstarrungspunkt und einen sehr hohen Siedepunkt haben.

sungen von Wegen hat, die während kürzerer oder längerer Zeiten zurückgelegt wurden, durch Umrechnung die Streckenwerte je sec. bzw. je Stunde (z.B. gemessen wurden 37 km und 15 Min., man errechnet 37 mal 4 in 1 Stunde).

Geschwindigkeits"messungen" schließen also häufig Rechnungen ein (ganz abgesehen davon, daß ihnen jeweils Messungen von zwei verschiedenen Größen, Weg und Zeit, zugrundeliegen).

Diesen Umweg über Rechnungen gehen selbst viele Streckenmessungen. Kann eine Strecke nicht unmittelbar durch Anlegen eines Maßstabes gemessen werden, wird sie aus direkt gemessenen Strecken mit Hilfe mathematischer Lehrsätze errechnet.

7

In der Geschichte des Messens wurden die Maßstäbe durch Unterteilung in untereinander gleichgroße kleinere Einheiten verfeinert, um auch kleinere Strecken, kleinere Körpergewichte usw. messen zu können. Den Teileinheiten des Maßstabes wurden die Zahlen zugeordnet, die sich beim Durchzählen der Teileinheiten von Anfang des Maßstabes an ergaben. So kann bei Messung von Strecken, die kleiner als der Maßstab sind, die Anzahl der Teileinheiten abgelesen werden. Die Tätigkeit des Zählens ist dann dem Messenden abgenommen.

8

Die Analyse des Meßaktes ergibt im Rückblick folgende Aktschritte:

1. Absicht, die Eigenschaft eines Gegenstandes (Länge, Breite, Gewicht, Temperatur, Geschwindigkeit usw.) zu bestimmen,
2. Beziehung des Gegenstandes auf einen Maßgegenstand (Beziehen von A auf B),
3. Vergleichen der gleichen, d.h. unter einen Begriff fallenden

Eigenschaft des Gegenstandes und des Maßgegenstandes,

4. Zählen der Maßeinheiten, die hinsichtlich dieser Eigenschaft zur Deckung des Maßgegenstandes mit dem zu messenden Gegenstand (Gleichheit von A und B) benötigt werden.

Infolge seiner Komplexität gehört Messen zu jenen theoretischen Akten, die besonders deutlich eine zeitliche Dauer erkennen lassen und die wegen ihrer Verbindung mit körperlichem Tun (Anlegen, Auflegen von Maßgegenständen; hin- und herblickendes Vergleichen; Zählen) leicht als Tätigkeiten begriffen werden können.

9

Als Maßstab des Messens, d.h. als zweites Beziehungsglied des beziehungserfassenden Aktes wählte das frühe Denken Gegenstände, die ständig zur Hand waren: Finger, Hand, Elle, Fuß, Schritt. Da die Maßstabsgrößen je nach Person, von der sie genommen wurden und nach Regionen verschieden waren, ergaben sich oft Unstimmigkeiten und demzufolge Uneinigkeit im sozialen Handeln. Darum wurden die Maßstäbe im Laufe der Zeit innerhalb einzelner Regionen und schließlich international vereinheitlicht; d.h. auf allgemeingültige Größen festgelegt.

10

Die mangelnde Allgemeingültigkeit lag ursprünglich nicht nur darin, daß von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk verschiedene Maßstäbe gebraucht wurden. Es galten vielmehr innerhalb eines Stammes für dieselbe Qualität (z.B. Ausdehnung) je nach Art der zu messenden Gegenstandsarten vielfach verschiedene Maße. Für das Messen von Körpergrößen z.B. wurden andere Maße als für das Messen von Entfernungen verwendet.

"Manche Völker, z. B. Nagastämme in Assam, unterscheiden ausdrücklich die Maße für vertikale Erstreckungen von denen für solche in anderer Richtung. Für vertikale Erstreckungen benutzt man Knöchelhöhe, Kniehöhe, halbe Kniehöhe, Lendenhöhe, Schenkel-, Taillen-, Rippen- und Brusthöhe.

Die Wogogo in Ostafrika unterscheiden sogar rein formal Größenangaben von Pflanzen, Tieren und Menschen dadurch voneinander, daß bei Pflanzen die Hand am vorgestreckten Arm nach unten gedreht ist, bei Tieren nach innen, bei Menschen aber nach vorn" ¹⁾.

Die Universalisierung eines einzigen Maßstabes für eine Eigenschaft, gleich an welchen Gegenständen sie auftritt, in allen Regionen erleichtert die Meßpraxis, da nicht mehr eine Vielzahl Maßeinheiten auseinandergehalten werden muß und Umrechnungen von Meßergebnissen in andere Maßsysteme überflüssig werden.

XXIX. Die bevorzugte Betrachtung und Setzung der durch Gleichheit definierten Gestalten

1

Gleichheit (bzw. Ähnlichkeit) zweier oder mehrerer Dinge, Eigenschaften oder Veränderungen ist die Grundlage allgemeiner Wörter und wurde Mittel zur Reduktion sprachlicher Zeichen. Gleichheit wird zweitens gesucht im beziehenden Vergleich, um etwas durch Beziehung auf ein anderes mittelbar bestimmen zu können (Vergleich i. e. S., Gleichnis, Parabel, Allegorie, Messen).

1) Fettweis, E.: Orientierung und Messung in Raum und Zeit bei Naturvölkern, in: Studium generale, 11. 1958, S. 3 f.

Gleichheit wurde in der Entwicklung theoretischer Verhaltensweisen in einer dritten Weise bestimmend. In Theorie und Praxis erlangten alle jene Gestalten und Körper besondere Bedeutung, die durch das Moment der Gleichheit definiert werden.

Eine Gerade gilt als Strecke, die in gleicher Richtung verläuft; ein Dreieck (Viereck usw.) als die ebene Fläche, die von drei bzw. vier Geraden umschlossen ist; ein Quadrat als ebene Fläche, die von vier gleich langen Geraden, welche im rechten Winkel aufeinander treffen, begrenzt ist; ein Kreis als Linie, deren Punkte den gleichen Abstand von einem Punkt besitzen; eine Kugel als Körper, dessen sämtliche Oberflächenpunkte von ein- und demselben Mittelpunkt den gleichen Abstand haben, usw. - Durch das Moment der Gleichheit definierte Gestalten und Körper sind Gegenstand der Geometrie und in der Technik bevorzugte Formen.

2

Die Frage ist, wie sich der Begriff dieser Formen und Körper bilden konnte.

Der schlichten Wahrnehmung zeigen sich in der Natur zahlreiche gleichförmige Gestalten: Gerades, Kreisförmiges, Kugelförmiges (Kristallflächen, Sonnenscheibe, Gleichförmiges im Farbmuster von Tierfellen usw.). Was sich gewiß bei näherer Betrachtung als ungerade, nicht kreisförmig herausstellt und bei Betrachtung mit den technischen Mitteln des Mikroskops und Teleskops in jedem Fall als ungleichförmig zeigen würde, scheint der einfachen Wahrnehmung gleichförmig. Gleichförmiges war und ist dem Menschen zunächst als natürliche und nicht künstlich geschaffene Form gegeben. Beim Gestalten von Gegenständen kann es als empirische Form übernommen werden.

Die weitere Frage ist, warum gleichförmige Formen die hervorragende Bedeutung in Theorie (Geometrie) und Praxis (Technik) erlangten, die sie heute besitzen, warum es keine Wissenschaft des Ungeraden und Unebenen gibt, die als Gestalten und Begrenzungsflächen natürlicher Dinge sehr viel häufiger begegnen? Diese Frage klärt sich, wenn man den Ursprung der Geometrie aus der Vermessungspraxis bedenkt. Die Geometrie wählte aus der unendlichen Fülle wahrgenommener Linien, Flächen und Körper jene als Grundelemente, die durch Gleichheit zu definieren sind, nicht weil sie in der Realität besonders häufig vorkommen (besser: vorzukommen scheinen) oder weil sie ästhetischen Vorstellungen entsprachen, sondern weil sie sich in der Praxis als die zweckmäßigeren erwiesen. Vielfachen Nutzen und Vorteil zeigte Gleichförmiges zunächst in der Landaufteilung und Landvermessung, dann in jeder Art von Vermessung. Die Gerade, die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten, ist leichter zu messen als die ungerade, krumme Linie. (Verwendet man starre Meßgeräte, ist eine Messung krummer Linien fast unmöglich). Ebene Flächen bedeuten leichtere Meßbarkeit und Berechenbarkeit der Flächen selbst und der Körper, die sie abgrenzen. Der Kreis läßt sich leicht identisch wiederholbar herstellen und im Flächeninhalt leichter berechnen als der Inhalt ungleichförmiger Flächen.

Hinzu kommt der vielfache Nutzen gleichförmiger Formen bei der Herstellung von Gegenständen des täglichen Bedarfs, besonders beim Bauen und bei der Konstruktion von Maschinen. Teile mit geraden Begrenzungen und ebenen Flächen lassen sich leichter zusammensetzen. Bei der Bewegung von Körpern auf Ebenen erwiesen sich Kreisform (Rad) und Kugelform als besonders günstig, weil sie der Bewegung den geringsten Widerstand entgegensetzen.

Nach allem mußten gleichförmige Formen die Geltung "idealer", d. h. zweckmäßiger Formen erhalten und zum Gegenstand theoretischer Un-

tersuchung und Zweck des praktischen Umformens werden.

XXX. Die "Idealität" der geometrischen Formen

1

Wenn wir die geometrischen Formen als ideale bezeichnen, unterstellen wir ihnen damit nicht das Sein zeitloser Wesenheiten, sondern verstehen wir sie als solche, die sich dem Denken als besonders nützlich, brauchbar und darum erstrebbar erwiesen.

Ideales Ansichsein schrieb man gleichförmigen Formen zu, weil sie streng genommen weder in der Realität zu finden sind (Gleichförmiges stellt sich bei genauerer Prüfung als Ungleichförmiges heraus) noch in der Vorstellung, obwohl sie sprachlich als etwas (als die "Gerade", der "Kreis") auftreten.

Die geometrischen Formen kommen in Wirklichkeit nicht vor. Zwar vermeint das schlichte, unbewaffnete Auge, Gerade, Kreis, Ebene und dergleichen zu sehen. Aber die mit den besten Instrumenten gezeichneten geometrischen Figuren erweisen sich unter der Lupe als ungleichförmig. Darüber hat es unter den Erkenntnistheoretikern ebenso wie über den folgenden Punkt nie einen Zweifel gegeben. Die "idealen" Gegenstände sind nicht vorstellbar, d. h. nicht "denkbar", wenn man darunter die Möglichkeit, sie in der Vorstellung zu haben, versteht. In der Vorstellung erreichen sie nicht einmal die Gleichförmigkeit, die sie in der Wirklichkeit anscheinend besitzen. So vermögen wir den Kreis nicht in der Exaktheit vorzustellen, in der er sich in der Wahrnehmung zeigt.

2

Da gleichförmige Gestalten weder an realen Körpern noch in der Vorstellung zu finden sind, glaubte man ihnen eine ideale Wesenheit in einer Sphäre zeitlosen Seins zuerkennen zu müssen. Gegen diese

Existenz spricht jedoch, daß sich beliebig viele, bis jetzt nicht gedachte oder konstruierte ideale Figuren konstruieren lassen. Die schöpferische Phantasie erdenkt beliebige und beliebig komplizierte Kombinationen von halbierten, geviertelten, geachtelten usw. geometrischen Körpern. Die folgende mit einfachen Formen beginnende, zu komplexeren Gebilden voranschreitende Reihe geometrischer Konstrukte mag die Beliebigkeit andeuten.

1. Halbkugel, auf die ein Kegel aufgesetzt ist, dessen Grundfläche sich mit der Grundfläche der Halbkugel deckt.
2. Halbkugel, auf die ein Zylinder aufgesetzt ist, dessen Grundfläche sich mit der Grundfläche der halbierten Kugel deckt.
3. Halbkugeln, auf die beiden Grundflächen des Zylinders aufgesetzt.
4. Zylinder, dem unten eine Halbkugel aufgesetzt ist, oben das Körpervolumen einer gleichgroßen Halbkugel fehlt.
5. Zylinder, dem unten und oben je das Körpervolumen eines Kegels fehlt, wobei die Grundfläche der Kegel sich mit den Grundflächen des Zylinders deckt, und die Höhe der Kegel die halbe Höhe des Zylinders beträgt (= Sanduhr).

Oder wir konstruieren einen Zylinder von 100(oder 78 oder 372 usw.) cm Länge, 1 cm Durchmesser, aus dem an beiden Enden jeweils eine Halbkugel, dazwischen 99 (oder 77 oder 371 usw) Kugelinhalte ausgespart sind, und zwar so daß die ausgesparten Kugeln sich jeweils an den Peripherien berühren. Diese Konstruktion geometrischer Figuren läßt sich beliebig fortführen.

Während die einfachsten geometrischen Formen (Gerade, Kreis, Kugel u. ä.) in der Wahrnehmung des Naturgegebenen sich zeigen und von dort her nachgeahmt werden konnten, gibt es für die komplizierteren Formen in der Natur kein Vorbild, d. h. sie sind nicht erfahrungsgegeben, sie mußten einmal von der menschlichen Phantasie durch Kombination einfachster Körper und Körperteile erdacht und hergestellt werden.

Für kaum eine Form läßt sich das Datum angeben, wann das zum ersten Mal geschah. Aber daß es einmal zum ersten Mal geschah, ist sicher. Die Zeiten sind größtenteils in der Architekturgeschichte zu suchen. Architekten und Techniker suchten Formen in Stein und andere Materialien zu prägen (weñggleich sie nun dort nicht real, d. h. in aller Exaktheit und idealen Präzision, die schärfster Untersuchung standhält, zu finden sind).

Die Behauptung, daß geometrische Konstruktionen in zeitlosen idealen Wesenheiten ihr Vorbild besitzen, zwänge uns anzunehmen, daß selbst die komplexesten und willkürlichsten Gebilde aus geometrischen Elementen, die bis jetzt noch nicht konstruiert sind, wenn sie konstruiert werden, ewige Ideen zur Ansicht brächten, was absurd ist.

3

Wenn die geometrischen Formen (z. B. ein Kreis, ein Quadrat) nicht real gefunden werden können (weil genaue Untersuchung Unregelmäßigkeit aufdeckt), wenn sie nicht vorgestellt werden können und wenn sie nicht als ideale Wesenheiten existieren, was sind sie dann? Sie erscheinen der groben Wahrnehmung und sind durch die Sprache als etwas anscheinend Gegebenes ("der" Kreis) angesprochen. Sprache aber ist imstande auszusprechen, was es nicht gibt und was nicht vorgestellt werden kann (z. B. das Nichts), und zwar nicht nur durch Negationen, sondern auch durch positive Ausdrücke. Letztere

wurden für die scheinbar gleichförmigen Formen gebildet und werden auch, nachdem erkannt wurde, daß es diese Formen realiter weder als seiende noch als vorgestellte gibt, weiter verwendet. Von der Positivität des Ausdrucks geht der trügerische Schein eines Seienden aus.

XXXI. Erfassen der Beziehungen realen Sich-Verhaltens von Gegenständen zu anderen Gegenständen

1

Aussagen einer weiteren Art sind dadurch zu definieren, daß sie ein aktives Sich-Beziehen, ein aktives Sich-Verhalten von Gegenständen zu anderen erfassen. Da sie konkretes Wirken zwischen Dingen, Lebewesen und Personen wiedergeben und nicht, wie die übrigen Relationen den Gegenstand bloß mittelbar bestimmen, stellen sie wahrscheinlich die älteste relationale Erfassungsweise dar.

2

Aktive Beziehungen von Gegenständen zu anderen Gegenständen gliedern sich in Affektionen und Effektionen.

a) Affektionen fassen wir in Aussagen folgender Art:

Er schlug ihn.

Er haßte ihn.

Er blieb ihm treu.

Er kochte Fleisch.

Der Hund biß ihn.

Die Bombe traf das Haus.

Alle Aussagen bestimmen einen Gegenstand (das Subjekt "Er", "Der Hund", "Die Bombe") nicht ohne jede Beziehung auf einen anderen und nicht an sich und für sich (wie z. B. die Aussage "der Hund schläft"), sondern erfassen eine Beziehung. Diese besitzt jedoch nicht die absolute Äußerlichkeit lokaler, temporaler und Gleichheits- bzw. Unter-

schieds-Relationen. Sie ist kein bloßes Verhältnis, sondern ein aktives Verhalten zu anderen Gegenständen.

Die Erfassung dieser aktiven Affektionen ist, obwohl die erfaßte Beziehung kein bloßes Verhältnis, sondern ein aktives Verhalten darstellt, als Beziehungserfassen zu bezeichnen. Wie in den lokalen, temporalen und Gleichheits- bzw. Unterschiedsbeziehungen begegnen zwei Beziehungsglieder und der Beziehungsgrund (letzterer liegt in der konkreten Affektion). Das erste Beziehungsglied ist ein Gegenstand als Wirkender, das zweite ein Objekt des Wirkens oder der Affektion. Aussagen, die Verben mit affiziertem Objekt enthalten, fassen eine Wirkendes-Leidendes-Beziehung.

3

b) Sie heben sich deutlich ab von Aussagen, in denen ein Verb mit effizientem Objekt auftritt.

Er schrieb einen Brief.

Der Hund biß eine Wunde.

Er baute ein Haus.

Die Bombe riß einen Krater.

Auch in ihnen erfaßt das beziehende Denken ein aktives Verhalten. Das erste Beziehungsglied ist wiederum ein Wirkendes, das zweite dagegen nicht ein Leidendes, sondern eine Wirkung oder das Resultat eines Wirkens, der Beziehungsgrund das konkrete Wirken. Aussagen, die ein Verb mit effizientem Objekt enthalten, erfassen eine Wirkendes-Wirkung-Beziehung. Sie unterscheiden sich von Sätzen mit affiziertem Objekt nur dadurch, daß sie das Wirkende nicht auf ein unverändert vorgestelltes Objekt beziehen, auf das sich das Wirken richtet:

Der Hund biß ihn,

Die Bombe traf das Haus

sondern auf das Resultat des Wirkens (Wirkung):

Der Hund biß eine Wunde,

Die Bombe riß einen Krater.

Durch das zweite Beziehungsglied (Wirkung) zeigen diese Relationsbestimmungen eine gewisse Verwandtschaft mit den Ursache-Wirkung-Beziehungen, ohne daß es möglich ist, beide gleichzusetzen. Denn das erste Beziehungsglied ist nicht ein Vorgang, sondern ein Individuum (oder eine personifizierte Sache) in lebendigem oder zwecktätigem (oder zwecktätig vorgestelltem) Verhalten.

4

Die Sonderstellung der unter a und b gekennzeichneten Relationsbestimmungen deutet sich darin an, daß ihre sprachlich fixierte Form auch dann nicht sinnleer wird, wenn das zweite Beziehungsglied nicht erfaßt und ausgedrückt wird. Während die Äußerungen "A zwischen", "München am", "A ist wie" keinen Sinn ergeben, sind Aussagen wie "A schlug", "der Hund biß", "A schrieb" nicht sinnlos. Oft sind wir nicht in der Lage, mehr zu sagen, weil wir das Objekt bzw. die Wirkung nicht oder undeutlich erkennen. Weil die Bestimmungen des Verhaltens von Individuen eine reale Beziehung ausdrücken, weil sie das erste Beziehungsglied nicht nur auf ein anderes beziehen, um es mittelbar und indirekt zu bestimmen, ergibt die Aussage ohne Angabe des affizierten Objekts bzw. der Wirkung einen, wenn auch verminderten Sinn.

XXXI a.

1

Wir ordneten oben einige Verben (z. B. schlafen, rennen) den Bezeichnungen zu, die eine Sache an sich und für sich bestimmen. Zu Ansich-Bestimmungen gehören nur scheinbar andere Intransitiva wie "tauchen", "sinken", "schwimmen". Sie stellen, obwohl das zweite Beziehungsglied meist nicht ausdrücklich genannt ist ("Er tauchte 10 Meter tief", "das Schiff sank"), Lokalisierungen dar. Mit dem Wort "tauchen" ist die Vorstellung "unter der Wasseroberfläche" verbunden, obwohl das Verhältniswort und das allgemeine Wort für das zweite Beziehungsglied im sprachlichen Ausdruck fehlen.

2

In diesem Zusammenhang ist auf eine Reihe von Eigenschaftswörtern hinzuweisen, für die die Adjektive "heilsam" und "schädlich" als Beispiele stehen mögen. Sie lassen in manchen Aussagen kein Relationserfassen erkennen, obwohl sie letztlich auf ein solches zurückgehen. In der Aussage "Salbei ist heilsam" wird das Adjektiv "heilsam" unmittelbar (und ohne Einschränkung auf einen bestimmten Bezugspunkt) vom Subjekt ausgesagt, und zwar so, als ob es eine Eigenschaft des Subjekts an und für sich angebe. In Wirklichkeit jedoch beruhen derartige Aussagen auf Erfahrung (Salbei heilte Nervenranke), die sich aus wiederholten Wahrnehmungen des Gleichartigen bildete (diese Salbeipflanze heilte A, jene Salbeipflanze heilte B, usw.). Sämtliche Einzelsätze, die die Erfahrung konstituieren, entstanden ihrerseits nach dem Erfassen einer Wirkendes-Wirkung-Beziehung (S heilte A, B usw.). Im generellen Satz "Salbei heilt Nervenranke" wird die Wirkendes-Wirkung-Beziehung verallgemeinert.

In der Aussage "Salbei ist heilsam" kommt das ursprüngliche Relationserfassen (der Wirkendes-Wirkung-Beziehung) nicht mehr adäquat zum Ausdruck, da vom zweiten Beziehungsglied "heilt Nervenranke", d.h. von der erfaßten Wirkung nur ein Teil sprachlich wiedergegeben wird und der eigentliche Gegenstand der Wirkung ("Nervenranke") weggelassen ist.

3

Ein ähnlicher Sachverhalt liegt bei den Wörtern "wahr" und "falsch" vor. Im Satz "Die Aussage a ist wahr (falsch)" tritt das Wort "wahr" ("falsch") als Adjektiv auf, und es scheint eine Eigenschaft am Satzgegenstand an und für sich festzustellen. In Wirklichkeit bezeichnet es eine Relation. Denn Wahrheit bedeutet die Übereinstimmung einer Aussage mit einem tatsächlichen Sachverhalt, wobei Aussage das erste Beziehungsglied und tatsächlicher Sachverhalt das zweite Beziehungsglied darstellt (vgl. Kap. LVI). Im Prädikat "ist wahr" ("ist falsch") wird das zweite Beziehungsglied nicht mehr bezeichnet, so daß das Bewußtsein, daß hier ein Beziehungserfassen vorliegt, leicht schwinden kann.

XXXIb. Erfassen der Beziehung des Zugehörigseins

1

Ein Beziehung-Erfassen eigener Art, das nicht auf die bisher genannten zurückgeführt werden kann, begegnet in Aussagen, die das Wort "haben" verwenden. ("Haben" als Element der Flexion von Verben [z. B. "er hat geschwiegen"] ist hier auszuschließen.) Zur Analyse dieser Aktart mögen folgende Beispiele dienen.

- (1) A hat ein Haus,
- (2) A hat Hunger,
- (3) A hat einen Bart,

Die Hand hat fünf Finger.

Aussage (1) meint, daß A ein Haus gehört, d. h. daß er das Recht hat, es zu verändern, zu vermieten und zu verkaufen. Satz (2) hat die Bedeutung, daß Hunger in der Weise A zugehört, daß er in A ist. Dagegen bezeichnet das Wort "haben" in der Aussage (3), daß einem Aussagegegenstand etwas anderes in dem Sinne zugehört, daß dieses einen Teil desselben bildet. Die fünf Finger bilden einen Teil der Hand (sie bilden nicht die ganze Hand).

Zwar können sich dem Wort "haben" bei obigen Aussagen in der Vorstellung weitere Sachverhalte assoziieren; zu (1) die Tatsache etwa, daß A auch das Haus bewohnt, darin ein- und ausgeht; zu (2), daß A an Hunger leidet. Diese Vorstellung (zu 1) der Beziehung der Affektion des Hauses durch A, (zu 2) des Affiziertwerdens von A durch Hunger, sind jedoch der Bedeutung von "haben" nicht wesentlich.

Der wesentliche Gehalt des Wortes "haben" in obigen Aussagen ist die Relation des Zugehörigseins, die durch Beziehung des Aussagegegenstandes (A) auf einen anderen Gegenstand (Haus, Hunger, Bart) erkannt wird.

Sie kann nicht als eine Relation der Affektion von A auf B oder als eine Wirkendes-Leidendes Beziehung verstanden werden. Wir meinen in den Aussagen (1) und (2) nicht, daß A das Haus affiziert oder vom Hunger affiziert wird.

Sprachlich wird die Relation des Zugehörigseins auch durch den Genitiv ausgedrückt:

- (1) das Haus des Rentners,
- (2) der Hunger des Kindes,
- (3) der Bart des Studenten,

obwohl nicht alle Genitive eine Relation des Zugehörigseins bezeichnen. "Schiller's Brief" z.B. meint, wenn es ein Brief ist, den dieser an Goethe schrieb, nicht den Brief, der Schiller zugehörig ist in dem Sinne, daß er ihn besitzt oder daß er ein Teil von ihm ist, sondern daß er ihn geschrieben hat. Mit diesem Genitiv fassen wir die Wirkender-Wirkung-Beziehung "Schiller schrieb den Brief".

XXXI c.

Eigenschaftswörter der sekundären Qualitäten (rot, kalt, bitter) können nicht als Relationserfassungen gelten. Ich sehe das Rot der Rose unmittelbar, empfinde die Kälte eines Eisstückes und die Bitterkeit des Chinin unmittelbar, ohne Rose, Eisstück bzw. Chinin in Beziehung auf ein anderes zu betrachten.

Wer allerdings die Subjektivität der sekundären Qualitäten kennt, weiß, daß derselbe Gegenstand, der ihm kalt erscheint, von einem anderen, z.B. jemand, der längere Zeit von sehr Kaltem affiziert wurde, nicht kalt empfunden werden muß; er weiß, daß dieses Rot von Farbenblinden nicht gesehen wird. Er kann diese Eigenschaften als Relationen ausdrücken: "Mir ist diese Rose rot". Damit setzt er den Gegenstand Rose (A) in Beziehung auf sich als wahrnehmendes Subjekt (B) und läßt das Rot in Beziehung auf sich gelten.

XXXII. Bilden abstrakter Namen (logische Verselbstständigung des real Unselbstständigen)

1. Die Abstraktion als Substantivierung

Eigenschaften, Veränderungen und Relationen als real Unselbstständiges finden ursprünglich in einer bestimmten Kategorie ihren sprachlichen Ausdruck: im Adjektiv, in Verbum und Präposition. Die Kategorie des Substantivs ist ursprünglich real selbständigen Dingen und Individuen vorbehalten.

Im fortgeschrittenen Stadium ging das sprachliche Denken dazu über, real Unselbstständiges in die Substanz-Kategorie (sprachlich: Substantiv) zu erheben, indem es Eigenschaften, Veränderungen und Relationen substantivisch ausdrückte (Gerechtigkeit, das Beben, das Zwischen). Diese sprachliche Entwicklung, die gleichzeitig die Entwicklung eines Denkverfahrens bedeutet, wurde von der Sprachwissenschaft wiederholt unter dem Titel "Bildung der abstrakten Namen" beschrieben. Bruno Snell (1948) verfolgte sie im Griechischen, Walter Porzig (1951) im Indogermanischen.

Neben dem Eigennamen, "der ein Einzelnes bezeichnet", und neben dem Wort für Dinge und selbständige Lebewesen, in dem "ein Einordnungsprinzip angelegt ist"¹⁾ gibt es eine dritte Form von Substantiven: die "Abstraktionen wie 'das Denken', 'das Allgemeine', die weder [Eigen] Namen sind, denn sie bezeichnen nichts Einzelnes, Persönliches, noch wie das Dingwort, eine Mehrheit von Gegenständen zusammenfassen, weswegen man auch im allgemeinen keinen Plural dazu bilden kann"²⁾. Die Abstrakta entstanden "erst im entwickelten Denken"³⁾ durch Substantivierung von Adjektiven: Nomina qualitatis (Rotes, Güte, Helligkeit, Schönheit), durch Substantivierung von Verben: Nomina agentis (der Jäger), Nomina actionis (das Jagen), Nomina actus (die Jagd), durch Substantivierung von

1) Snell, Bruno: Die Entdeckung des Geistes. 1948. S. 219 f

2) Snell 220

3) Snell 220, vgl. auch Walter Porzig: Die Entstehung der abstrakten Namen im Indogermanischen, in: Studium generale. 4. 1951. S. 153.

Verhältnisswörtern: Nomina relationis (das Zwischen, die Freundschaft, das Königtum). Die Bedeutung der Verbalsubstantiva läßt sich vielfach nur aus dem Kontext der konkreten Rede feststellen; ob "Einführung" als Nomen actionis oder Nomen actus zu verstehen ist, läßt sich am isolierten Wort nicht entscheiden.

2

Auf einen frühen Anlaß der Substantivierung hat Snell hingewiesen. "Wenn ich ein Ding noch nicht als solches erkenne, sondern nur erst eine Eigenschaft wahrnehme, kann ich sagen: dort liegt Blaues, etwas Blaues; ich kann also die Bezeichnung der Eigenschaft so wenden, daß sie als Ersatz auftritt für das Dingwort, welches ich nicht anwenden kann, weil mir das Dinghafte des Gemeinten nicht klar ist. Solche Substantivierung des Adjektivs vollzieht sich einfach, da das Adjektiv, jedenfalls ursprünglich in den indogermanischen Sprachen, wie ein Nomen flektiert" ¹⁾.

Diesem Vorgang verwandt ist die Erscheinung, auf die W. Porzig bei der Entstehung der Nomina qualitatis im Griechischen aufmerksam gemacht hat. In Verbindungen von Adjektiv und Substantivum bleiben "die Substantiva, die wenig charakteristisch waren und nichts Neues besagten [die sich kaum von dem allgemeinsten Dingbegriff "Ding" unterscheiden], sehr bald weg. Die Adjektive *χηρδόνος* 'fröhlich' und *δέσπονος* 'nach Art eines *δέσποτης* gewaltsam' waren zunächst stehend in Verbindungen wie *χηρδόνη φρήν* oder *καρδία* 'fröhliches Herz; und *δέσπονη ἀρχή* 'gewaltsame Herrschaft'. Die Substantiva... blieben sehr bald weg, das ergab *χηρδόνη* 'Fröhlichkeit' und *δέσπονη* 'Gewaltherrschaft'. Von diesen beiden Vorbildern aus hat sich dann eine Gruppe von Nomina qualitatis im Griechischen entwickelt: nach *χηρδόνη* zunächst das gleichbedeutende *εὐφροσύνη* 'Frohsinn' und danach eine Menge Wörter auf *-φροσύνη*, die eine Gruppe von Namen

1) Snell 223.

für Gesinnungen darstellen, nach der später sogar ἀληθοσύνη 'Wahrheitsliebe' und δικαιοσύνη 'die Gesinnung des δίκαιος' gebildet werden. Zu δεσποσύνη gibt es einerseits die Gegenbildung δουλοσύνη 'Knechtschaft' und andererseits ἵπποσύνη 'Reiterschaft, Reitkunst', danach τοξοσύνη 'Kunst des Bogenschützen', μαντοσύνη 'Seherkunst', τεκτοσύνη 'Zimmermannskunst', ja sogar κλεπτοσύνη 'Diebeskunst'. Auch die sehr zahlreichen griechischen Nomina qualitatis auf -ία sind so entstanden. 'Οσία 'Frömmigkeit' ist zuerst οείη δίκη (Theogn. 132) gewesen, ähnlich wohl ξενία δίκη 'Gastlichkeit'." ¹⁾

3

Durch den Akt der Substantivierung erlangte das Denken keinen größeren Grad der Allgemeinheit. Denn auch das Besondere kann substantiviert werden. Man sagt nicht nur "das Farbige", sondern auch "Das Violett". In den Substantivierungen ist nur die Allgemeinheit enthalten, die das entsprechende Adjektiv bzw. Verb als Lautzeichen für einen mehr oder minder umfassenden Sachverhaltsbereich besitzt. Allgemeinergrad und Weite des Geltungsbereichs sind bei dem Wort "begegnen" und bei der Substantivierung "Begegnung" dieselben. Die Differenz des Allgemeinergrades kommt nicht durch Substantivierungen zustande, sondern liegt schon auf der Ebene der Adjektive, Verben und Relationen. So besitzen "machen", "fliegen" eine größere Allgemeinheit als "bauen", "basteln" - "flattern", "in den Lüften segeln"; so hat "farbig" eine größere Allgemeinheit als "rot" oder gar "weinrot" und ist "größer" allgemeiner als "etwas größer".

1) Porzig, W.: Die Entstehung der abstr. Namen im Indogermanischen, in: Stud. gen. 4, 1951, S. 153.

4

Ebensowenig vermindern Substantivierungen die Anschaulichkeit. Sie enthalten soviel Anschaulichkeit wie die den entsprechenden Verben und Adjektiven zugrundeliegenden Vorstellungen. Anschaulichkeits-Unterschiede liegen bereits auf der Ebene der Adjektive, Verben und Relationen. Die Verbalsubstantivierung "das Schwimmen des Hundes" besitzt mehr Anschaulichkeit (im Sinne von Anschaulichkeit) als die nicht substantivierte Wendung "Der Kuckuck ruft", die einen meist nicht sichtbaren Vorgang bezeichnet.

5

Schließlich ist die Substantivierung von der Verallgemeinerung zu unterscheiden. Die substantivierte Eigenschaft, Veränderung oder Relation kann ebenso ein Individuelles sein ("In der [= dieser] Dunkelheit findet er sich in der Stadt nicht mehr zurecht") wie sie Subjekt einer Allaussage sein kann ("Dunkelheit erschwert die Orientierung [= Alle Dunkelheiten erschweren die Orientierung] "). Substantivierungen sind nicht eo ipso Verallgemeinerungen. Ein Akt der Verallgemeinerung kann sich dem der Substantivierung verbinden.

6

Die eigentliche Leistung des Denkens in Substantivierungen besteht weder darin, daß Wörter geprägt werden, die, weil im Vergleich von Dingen von weiteren Merkmalen abgesehen wird, größere Allgemeinheit und einen größeren Verwendungsbereich haben, noch darin, daß sie speziell Unanschauliches fassen, noch darin, daß sie eine gleichlautende Einzelfeststellung zu einer Allaussage verallgemeinern.

Sie liegt vielmehr darin, daß real Unselbständiges (Eigenschaften, Veränderungen, Relationen) in die ursprünglich selbständi-

gen Dingen und Lebewesen vorbehaltene Kategorie des Substantivs gehoben wird und ihm dadurch sekundäre logische Selbständigkeit verliehen wird. Da nur mit dem Substantiv der Artikel verbunden ist, bedeutet Substantivierung (die "Undurchdringlichkeit", die "Umstellung", "das Zugleich") gleichzeitig eine verstärkte und erhöhte Artikulation, d. h. größere sprachliche Selbständigkeit des Erfassen.

Dort aber, wo das in der Substantivierung Erfasste Subjekt der Aussage ist, wird es aus dem Fluß der Rede herausgehobene Einheit, von dem weitere Aussagen möglich geworden sind. Insofern bedeutet Substantivierung Abziehen und Abstrahieren. Dieser Akt wird Ansatz zu vertiefender Beschreibung.

Die ursprüngliche Verbindung von Eigenschaften, Veränderungen mit Subjekten (Trägern, Tätern) wird endlich vollends aufgehoben (d. h. an sich real Unselbständiges wird völlig abgezogen und abstrakt), wenn statt von der substantivierten Tätigkeit bzw. Eigenschaft eines bestimmten Subjekts (vom Arbeiten des A., von seiner Zuverlässigkeit) verallgemeinernd von einer Tätigkeit oder Eigenschaft überhaupt (von dem Arbeiten überhaupt, von der Zuverlässigkeit überhaupt) gesprochen wird.

XXXIII. Verneinen

1

Der formalen Logik, die das Ergebnis der theoretischen Akte analysiert, diese als zeitlose Gebilde versteht und ihre Kombinationen untersucht, um Möglichkeiten und Arten erfahrungsunabhängigen Schliessens zu erkennen, konnte das negative Urteil dem positiven gegenüber als "ein völlig selbständiges Gedankengebilde gelten, das weder zu seinem Sein noch zu seiner Wahrheit irgendetwas wie das positive Urteil... voraussetzt" ¹⁾. Der genetischen Betrachtung des Denkens, die die re-

1) Pfänder, Alexander: Logik. 2. durchges. Aufl. 1929. S. 95.

alen Prozesse, die zu Aussagen führen, berücksichtigt, stellt sich die Negation notwendig als durch ein positives Urteil bedingt dar, wenn auch als eigene Art theoretischer Akte.

In verneinenden Aussagen spreizen oder weisen wir ein bestimmtes Prädikat vom Subjektsgegenstand ab. Voraussetzung für solche Ab spreizung oder Abweisung ist, daß entweder der Sprechende selbst zur entgegengesetzten positiven Aussage neigte oder, daß ihm von außen diese positive Aussage entgegengesetzt wurde, oder daß er eine positive Aussage wenigstens erwartet.

2

Die erstere dieser Voraussetzungen hat Husserl an einem konkreten Beispiel beschrieben. Es gibt "Erwartungen, die sich auf das beziehen, was im weiteren Verlauf der wahrnehmenden Betrachtung vom Gegenstand zu Gegebenheit kommen wird, Erwartungen etwa hinsichtlich der bisher noch ungesehenen Rückseite ... Im Normalfalle der Wahrnehmung ... findet ein kontinuierlicher Prozeß der aktualisierenden Erregung, dann der stetigen Erfüllung der Erwartungen statt, wobei die Erfüllung zugleich immer auch Näherbestimmung des Gegenstandes ist".

Statt der Erfüllung stellt sich jedoch oft eine Enttäuschung ein. "Z. B. es sei eine gleichmäßig rote Kugel gesehen; eine Strecke lang ist der Wahrnehmungsverlauf so abgeflossen, daß diese Auffassung sich einstimmig erfüllt. Aber nun zeigt sich im Fortgang des Wahrnehmens allmählich ein Teil der zuvor unsichtig gewesenen Rückseite und entgegen der ursprünglichen Vorzeichnung, die da lautet 'gleichmäßig rot, gleichmäßig kugelförmig', tritt das die Erwartung enttäuschende Bewußtsein des Anders auf: 'nicht rot, sondern grün', 'nicht kugelig, sondern eingebeult'" ¹⁾.

1) Husserl, E.: Erfahrung und Urteil. 3. Aufl. 1964. S. 93 ff

3

Ebenso häufig kommt es vor, daß die Verneinung eine (positive) Aussage Anderer zurückweist. Das Entstehen von Verneinungen ist dort besonders begünstigt, wo Sachverhalte durch Wahrnehmung nicht eindeutig und unmittelbar geklärt werden können. Beispiel: Die Ursache einer Lufterschütterung ist nicht wahrzunehmen. Der eine vermutet ein aufziehendes fernes Gewitter, der andere eine Explosion.

4

Das verneinende Urteil hat "nur die Bedeutung, eine bejahende Aussage zurückzuweisen". Es setzt "mithin voraus, daß man die Absicht gehabt habe oder in Versuchung gewesen sei, jenes falsche bejahende Urteil zu fällen, oder daß es sogar wirklich von jemand gefällt worden ist" ¹⁾.

5

Der theoretische Akt Verneinen kann nicht als eine Form unmittelbarer Bezeichnung von Individuellem, von Veränderungen und von Eigenschaften an und für sich selbst gelten.

Ebensowenig wird in der Negation irgendeine Beziehung zwischen verschiedenen Gegenständen erfaßt, d. h. Negation läßt sich nicht als Relationserfassen bestimmen. Das Nicht begreift keine Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat, auch nicht die des Ausgeschlossen-seins; sowenig wie die Hinbeziehung, die in jeder Behauptung erfolgt, das Erfassen einer Beziehung bedeutet, sie ist Hinbeziehen.

Verneinen ist vielmehr ein dem Hinbeziehen der positiven Aussage entgegengesetzter Akt. Während in Behauptungen ein Prädikat auf ein Subjekt bezogen wird, hält das Verneinen beide auseinander, bringt es sie voneinander weg, erklärt es die vorgängig intendierte oder in einem faktischen Urteil schon vollzogene Hinbeziehung für ungültig und als nicht den Tat-

1) Schlick, M.: Allgem. Erkenntnislehre. 1918. S. 59.

sachen entsprechend.

6

Verneinen bezweckt den Ausschluß falscher oder angeblich falscher Behauptungen. Darum fehlt ihm ein unmittelbarer positiver Aussagegehalt. Einige Negationen können allerdings als unmittelbare Prämissen für eine positive Aussage dienen, wie an folgenden Beispielen gezeigt werden kann.

Die Kugel (die ich wahrnehme) ist auf der Rückseite nicht rot.

A wurde nicht gewählt (Es standen jedoch nur die Kandidaten A und B zur Wahl).

Während der Erkenntniswert im ersten Beispiel fast gleich null ist, da nur eine von vielen Möglichkeiten ausgeschlossen, die tatsächliche Farbe jedoch nicht bestimmt wurde, ist durch die Negation im zweiten Beispiel das Faktum zu erschließen. (A und B standen zur Wahl: A wurde nicht gewählt, folglich B). "Wo die Zahl der Deutungsmöglichkeiten eine beschränkte ist, da kann sogar in der Zurückweisung, in der Negation selbst schon ein Hinweis auf die richtige Deutung liegen" ¹⁾.

7

Sprachlich äußert sich Verneinen vor allem in der Verwendung des Wortes "nicht" ("Der Himmel ist nicht bewölkt", "A kam nicht").

Statt der ausdrücklichen Verneinung der Prädikatsbestimmung kann derselbe Sachverhalt durch Anhängen bestimmter Negationssilben an die Prädikatsbestimmung ausgedrückt werden. "Der Himmel ist wolkenlos, unbewölkt, wolkenfrei".

Eine Sonderform der Verneinungen stellt ein Teil der sog. Privationen dar: und zwar die Gruppe jener privativen Aussagen, die als Negationen (A sieht nicht) und nicht in positiver Form auftreten ("A ist

1) Jerusalem, W.: Die Urteilsfunktion. 1895. S. 183.

blind!"). Sie stimmen mit den Verneinungen darin überein, daß ihnen ein vom Sprechenden antizipiertes oder von anderen ausgesprochenes Urteil vorausgeht, das sich im konkreten Fall als falsch zeigt und darum zurückgewiesen wird. Aufgrund der Erfahrung bzw. Regelerkenntnis, daß Menschen sehen, nehmen wir das auch bei A als gegeben an, freilich ohne die Prädikatsbestimmtheit "sieht" ausdrücklich in einem Urteil A zuzuordnen. Weil wir "sieht" auch bei A erwarten, weisen wir das Prädikat zurück und gelangen zur Verneinung "A sieht nicht".

Das Besondere der privativen Negationen ist jedoch, daß sie nicht wie die einfachen Verneinungen irgendeine aus subjektiven Gründen des Erfahrungsmangels erwartete Gegenstandsbestimmung zurückweisen, sondern eine nach der Regel und allgemeiner Gesetzeserkenntnis zu erwartende Bestimmtheit. Sie stellen einen Mangel des Individuums in Hinsicht auf die Gattung fest. Darum besitzen privative Negationen immer einen unmittelbaren Informationswert. Sie lassen die Relation individueller Abweichung von der Gattung (von einer wesentlichen Eigenschaft derselben) erkennen.

XXXIV. Arten der sprachlichen Äußerung nach den Motiven und Zwecken der Äußerung

1

Die bisherige Untersuchung zeigte verschiedene Modi der Erfassung des Gegebenen. Weitere Formen theoretischen Verhaltens werden deutlich bei Betrachtung der Zwecke, die sprachlichen Äußerungen zugrundeliegen. Solche Äußerungszwecke sind 1. Absicht der Änderung des Verhaltens beim Angesprochenen, 2. Darstellung einer Tatsache und aktive Information, 3. passive Information; der Sprechende sucht den Angesprochenen zu einer Aussage zu veranlassen, die ihm (dem Sprechenden) Information verschafft. Sie fanden ihre Ausprägung 1. im Befehlen, 2. im Behaupten, 3. im Fragen.

Als eine eigene Äußerungsform hinsichtlich des Motivs der sprachlichen Äußerung hat besonders das Befehlen (Auffordern, Fordern, negativ: Verbiehen) zu gelten. Dem Befehl eigentümliche sprachliche Gestalten sind Imperativ ("geh!", "geht!"), Infinitiv ("gehen", "nicht gehen"), Infinitiv in Verbindung mit "du sollst", "du mußt", "(es) ist zu...". In dem im Präsens ausgesprochenen Befehl ("Du gehst") sieht der Sprechende die befohlene Handlung bereits als als gegenwärtige in Ausführung befindlich. Bisweilen inhaeriert der Befehl unausgesprochen einer Frage. Die Frage ("Hast Du die Tür verschlossen?") erbittet nicht nur die Mitteilung einer Information, sondern schließt einen Eventual-Befehl ein ("Wenn Du sie nicht verschlossen hast, verschließe sie!").

Auch schließt nicht selten die Darstellung und Behauptung des Gegenteils der intendierten und geforderten Handlung einen Befehl unausgesprochen ein ("Du hast die Tür noch nicht verschlossen"). Hier dient die Darstellung der unveränderten Dauer eines Sachverhalts der Erinnerung an die zu vollziehende Handlung bzw. an den früheren Befehl.

Befehlen ist Äußerung eines auf Veränderung bedachten Willens. Es verfolgt einen konkreten Zweck: eine Verhaltensänderung des Angesprochenen. Dadurch unterscheidet es sich von den übrigen nach dem Zweck des Sprechens geschiedenen Äußerungsmodi: Behaupten und Fragen.

Sein Zweck ist es nicht, Erkanntes darzustellen und mitzuteilen, um im Angesprochenem die gleiche Erkenntnis hervorzurufen. Befehle behaupten nichts, obwohl sie nicht selten Behauptungen einschließen. Der Satz "Bring mir den Bleistift, der auf dem Tisch liegt", enthält zwar die Behauptung, daß ein Bleistift auf dem Tisch liegt. Sie gehört jedoch nicht unabtrennbar zum Befehl, sondern könnte in einem eigenen Hauptsatz ausgedrückt werden, ohne daß der Befehlscharakter des vorangehenden Satzes beeinträchtigt würde. ("Bring mir den Bleistift. Er liegt auf dem Tisch"). Der Satz "Schließ die Haustür" enthält die Annahme, daß die Tür offen stehe. Diese An-

nahme unterliegt der Beurteilung nach wahr oder falsch. Es kommt vor, daß der Befehl ausgesprochen wird, obschon die Tür geschlossen ist. Dann basiert der Befehl auf einer unausgesprochenen falschen Behauptung.

4

Da Befehle an sich nichts behaupten, das heißt sich weder auf Vergangenes noch Gegenwärtiges noch auf wiederholte Tatsachen beziehen, unterliegen sie nicht der Beurteilung nach wahr oder falsch, besitzen sie als Befehle weder Wahrheit noch Falschheit. (Das ist bei dem behauptenden Folgesatz "Er (der Bleistift) liegt auf dem Tisch" anders).

Befehle unterscheiden sich ferner von Behauptungen über Zukünftiges. Sie fordern eine künftig zu realisierende Handlung und behaupten nicht wie Prognosen, Prophezeiungen u. ä. das notwendige Eintreffen eines Ereignisses. Während Prognosen durch den Lauf der Dinge verifiziert werden können, ist es sinnlos, einen Befehl, der befolgt wurde oder werden wird, wahr zu nennen. Ein ausgeführter Befehl könnte lediglich als zweckmäßig oder unzweckmäßig für ein erfolgreiches Handeln des Befehlenden bezeichnet werden.

5

Eine andere Deutung des Befehls als Behauptung ist bereits von Heinr. Maier und anderen ausgeschlossen worden, "Die Tatsache des Wollens selbst ist in dem vom Gebotsteller gesprochenen Satz nicht ausgedrückt: der Gebotsteller spricht sich ja nicht über die Tatsache seines Wollens kognitiv aus"¹⁾.

"Man kann - sagt Erik Ahlmann - nicht ohne weiteres behaupten, daß 'komm!' dasselbe bedeute wie: 'ich will, daß du kommst'. Solche Sätze wie: 'Komm' sind ebensowenig Behauptungen von Willensprozessen in der Seele des Sprechers wie die Behauptungssätze Mitteilungen von einer darin vorgehenden Urteilstätigkeit sind, z. B. 'Jetzt regnet es' bedeutet nicht dasselbe wie 'ich stelle mir vor, daß es jetzt

1) Maier, Heinr.: Psychologie des emotionalen Denkens. 1908. S. 625

regnet!'. Freilich kann oft der Satz 'ich will, daß du kommst' dieselbe Bedeutung haben wie der Satz 'komm!', dann aber hat der erstere Satz die Funktion des letzteren erhalten (was oft durch den Tonfall markiert wird); unmöglich kann man sich dagegen denken, daß der letztere jemals die Funktion des ersteren erhielte. Als solche können niemals Behauptung und Befehl an die Stelle voneinander treten, möglich ist aber, daß die Befehlserteilung zum Objekt eines Urteils gemacht wird" ¹⁾.

6

Obwohl Befehlen kein Behaupten darstellt, entbehrt es nicht jedes sachlichen Gehalts wie der Ausruf. Es bezeichnet, was der Angesprochene tun soll. In Befehlssätzen wird eine mehr oder weniger komplizierte Handlung vorgestellt. Darin unterscheiden sie sich nicht von der indikativischen Aussage. Der Befehl "Geh über die Bergstraße und dann den Rottweg in die Stadt", enthält dieselben Erfassungen von Kollektiven (Stadt, Bergstraße, Rottweg) und dieselben Beziehungserfassungen (über, in) wie die indikativische Aussage "ich ging über die Bergstraße und dann den Rottweg in die Stadt". Der Mangel kognitiven Gehalts liegt im Befehlen an anderer Stelle. Die Imperativform, der imperativische Infinitiv enthalten keine besonderen Vorstellungen oder Erkenntnisleistungen über den Vorstellungsgehalt hinaus; der in der infinitiven Form des Verbs (z.B. gehen) liegt. Dem Befehl, wenn man von den uneigentlichen Formen (Praesens, Frage, negative Darstellung einer Handlung) absieht, mangelt der Bezug zur Zeit, weil er keinen darstellbaren zeitlichen Vorgang zum eigentlichen Gegenstand hat. Die befohlene Handlung ist weder als vergangene noch als gegenwärtige

1) Ahlman, Erik: Das normative Moment im Bedeutungsbegriff. 1926. S. 58.

bestimmt (aber auch nicht als allgemeine: "Menschen gehen die Bergstraße"). Sie enthält keinen zeitlichen Bezug zum gegenwärtigen Erleben des Befehlenden. Sie wird nicht einmal als zukünftige dargestellt, da der Befehl im Unterschied zur Prognose nicht feststellen will, daß eine Handlung bevorsteht. Dem Befehl geht es nicht um Darstellung eines zukünftigen Faktums. Sein Ziel ist Realisierung. Sein Zweck ist Anstoß zur Handlung.

7

Die Sonderstellung der imperativen Sätze vor allem gegenüber den behauptenden äußert sich nicht zuletzt bei dem Versuch, den Befehl zum Ausgangspunkt analytisch-deduktiver Schlüsse zu machen. Während aus der Behauptung

A, B, C kamen (A, B, C kommen)
geschlossen werden kann "also kam A" (also kommt A) oder aus dem Behauptungssatz "A will, daß X, Y, Z gehen" die Schlüsse gezogen werden können

"also will A, daß X geht",

"also will A, daß Y geht",

"also will A, daß Z geht",

sind solche unmittelbaren Ableitungen aus Befehlssätzen unmöglich.

Aus der Aufforderung "A, B, C geht!" läßt sich nicht folgern

"A geh!", (obschon der Befehlende sicherlich will, daß auch A gehen soll), denn das "geht" ist keine darstellende Behauptung, sondern ein sprachlicher Anstoß, der die Handlung eines anderen intendiert. Aus sprachlichen Anstößen läßt sich keine logische Folgerung ziehen, da nur aus Behauptungen, die einen Sachverhalt darstellen, etwas erschlossen werden kann.

8

Behaupten. Eine andere Spezies sprachlichen Sichäußerns begegnet im Behaupten. Wir vermeiden den Terminus Urteil, weil er durch die formale Logik, die in ihm unvergänglichen Gehalt von Aussagen zu erkennen vorgibt, idealistisch vorbelastet ist. Ferner verwenden wir, wo es geht, statt "Behauptung" das Wort "Behaupten", um den Aktcharakter hervorzuheben und nicht in den Irrtum zu verfallen, es gäbe irgendeine Art eines zeitlos bleibenden geistigen Gebildes als Resultat des Behauptens.

Um das "Behaupten" als mentalen und sprachlichen Akt zu charakterisieren, sind zunächst negative Bestimmungen zu treffen.

Behaupten läßt sich nicht dadurch kennzeichnen, daß man seine sprachliche Form als eine Verbindung mehrerer Wörter beschreibt. Es gibt Einwortsätze, die Behauptungen darstellen. Sie werden vor allem dann gebildet, wenn der Gegenstand des Behauptens real anwesend und wahrnehmbar ist und im Blick des Mitteilungspartners liegt. Der Aussagende kann dann auf den sprachlichen Ausdruck des Aussagegegenstandes verzichten und das Prädikat ("Müller", "Rot", "unzerbrechbar", "zählt") in hinweisender Gestik unmittelbar auf den Gegenstand der Aussage beziehen. Andererseits ist eine Verbindung mehrerer Wörter noch kein Behaupten. Die Äußerung "der Einband des Buches" behauptet ebensowenig etwas wie die Aussprache des Wortes "Weg" beim Durchblättern eines Sprachlexikons.

9

Ferner gehört zum Behaupten nicht notwendig die Kopula "ist", z. B. "Fichten wachsen schneller als Eichen". Häufig "zeigen Flexionsendungen der Verben den Urteils- [besser Behauptungs-] Charakter an. Oft tut das nur Tonfall oder Miene des Sprechenden, oder die Situation, in der etwas geäußert wird, läßt erkennen", daß etwas behauptet wurde¹⁾. Der eindringliche Hinweis "Rot" eines Beifahrers an

1) Freytag-Löringhoff, Bruno von: Logik. 2. Aufl. 1957. S. 58

den neben ihm sitzenden PKW-Fahrer stellt eine Behauptung dar.
"Die Ampel zeigt Rot".

10

Das eigentliche Charakteristikum des Behauptens wird deutlich, wenn man bloße Wörter oder Wortverbindungen betrachtet. "Hört man ... [z. B. 'Blatt' oder 'Blatt der Buche'] so möchte man fragen 'Was ist damit?' Es ist noch nichts gesagt. Hört man aber die Aussage [z. B. 'das Blatt der Buche färbt sich gelb']..., so nimmt man sie hin oder weist sie als unwahre Behauptung zurück" ¹⁾.

Die Besonderheit des Behauptens den anderen Äußerungsformen gegenüber (Befehl, Frage) besteht darin, Wahrheit d. h. Übereinstimmung des Geäußerten mit dem gegenständlichen Sachverhalt zu intendieren. Behaupten will im Wahrheitsanspruch etwas, freilich in sprachlicher Form und nicht real als es selbst, wiedergeben. Sein erster Zweck ist Darstellung des Tatsächlichen.

a) In der Behauptung "Das ist Wilh. Schneider" intendiert der Sprechende nicht die Übereinstimmung dieser Äußerung mit der ganzen Person, nicht einmal mit bestimmten Eigenschaften, sondern die Wiedergabe des für diese Person gebräuchlichen Eigennamens. Der Zweck der Behauptung (Wahrheit und Übereinstimmung der Aussage) ist erreicht, wenn diese Person tatsächlich Wilh. Schneider genannt zu werden pflegt.

b) Die Behauptung "Das ist eine Amsel" hat das, was sie erstrebt (Wahrheit), erreicht, wenn diesem Lebewesen ähnliche Tiere tatsächlich "Amsel" genannt zu werden pflegen.

c) Die Behauptung "A wohnt in Berlin" ist wahr, wenn die richtig benannte Person A tatsächlich in der richtig benannten Stadt Berlin wohnt.

1) Freytag-Löringhoff 59.

d) Die Behauptung "A existiert" ist wahr dann, wenn es A tatsächlich gibt.

11

Daß Behauptungen solche Äußerungen umfassen, die Anspruch auf darstellende Wiedergabe eines Sachverhalts (vgl. Kap. 10, Beispiel a-d), d. h. den Anspruch auf Wahrheit erheben, kann durch den Vergleich mit Befehlen verdeutlicht werden. Während letztere eine bestimmte Handlung bewirken wollen, geht es im Behaupten an sich und in erster Linie nicht um eine Veränderung, sondern um die Feststellung eines Gegebenen.

Selbst die Behauptung "Die Tür steht noch offen", die geäußert wird, um den Befehl "schließe die Tür" in Erinnerung zu rufen und somit eine Handlung zu bewirken, ist zunächst Behauptung und auf Wahrheit zielende Wiedergabe eines Sachverhalts. Sie dient erst in zweiter Hinsicht dazu, den Angesprochenen an den früheren Befehl zu erinnern und eine Verhaltensänderung hervorzurufen.

12

Dieser Analyse des Behauptens widerspricht nicht, daß sich Behaupten auch gerade auf Zukünftiges erstreckt, das noch nicht ist und deshalb nicht wiedergegeben werden kann. "Am Tage X wird in Köln ein totales Sonnenfinsternis zu sehen sein". In solchen Behauptungen wird in einem aus Erfahrungswissen möglichen Schluß von Bedingungen auf Bedingtes Zukünftiges erfaßt. Das Eintreffen oder Nichteintreffen der Vorhersage macht diese zu einer wahren bzw. falschen Aussage.

13

Dem ersten und eigentlichen Zweck, der alles Behaupten charakterisiert (Darstellung des Tatsächlichen), verknüpft sich, wenn Behaupt-

ten nicht Monolog, Selbstgespräch bleibt, sondern an andere sich wendet, ein weiterer Zweck, der Zweck den Angesprochenen zu informieren, zu unterrichten, ihm Kenntnisse und Erkenntnisse zu vermitteln.

14

Vermuten. Wahre Behauptungen sind möglich, weil der Behauptende in dem Bereich, über den er etwas behauptend aussagt, Wahrnehmungen und Erfahrungen gemacht hat. Es kommt vor, daß die Wahrnehmung flüchtig war, oder daß sie nach Ablauf einer gewissen Zeit nur noch fragmentarisch erinnert werden kann, so daß sie keine sichere Basis für Behauptungen abgibt. Obwohl manches Bewußtsein den Zweifel beiseitedrängt und trotzdem eine Behauptung ausspricht, ist Zweifel in der Regel Anlaß für eine eigene Art sprachlicher Äußerung, die nicht mit dem Behaupten oder schlichten Für-wahr-halten gleichgesetzt werden kann. Ich meine die problematische Aussage. "A ist vielleicht auf dem Wege nach Rom" stellt keine Behauptung dar, wie uns die Kopula "ist" vortäuschen könnte. Das wesentliche Merkmal des Behauptens, etwas für wahr zu halten, fehlt diesem Akt. Der Sachverhalt wird nicht einmal für wahrscheinlich gehalten. Gewisse Nachrichten, die wir von Bekannten erhalten, die A trafen, verbreitern später vielleicht die Erfahrungsbasis und ermöglichen die Aussage "A ist wahrscheinlich (oder: sehr wahrscheinlich) auf dem Wege nach Rom". Selbst dieses "Für-wahrscheinlich-halten" oder "Für-sehr-wahrscheinlich-halten" stellt jedoch kein uneingeschränktes Behaupten, d. h. kein Für-wahr-halten dar.

Die problematischen Aussagen (Vermutungen) können nicht eigentlich als wahr oder falsch nachgewiesen werden, weil sie sich nicht eindeutig festlegen und weil sie nichts als tatsächlich feststellen. Wenn sich erweist, daß A nicht auf dem Wege nach Rom ist, so ist die Aussage nicht falsifiziert, weil sie ja im Worte "vielleicht" dieses Faktum nicht ausgeschlossen hatte.

15

Da Zweifel wie alles Psychische in zahllosen Stärkegraden abgestuft ist, gibt es auf der Skala des Für-möglich-haltens zahllose Grade, die nicht nur durch den vereinfachenden Begriff "problematische Aussage" der Formallogiker, sondern auch durch die Abstufungen 1. für möglich halten, 2. für wahrscheinlich halten, 3. für sehr wahrscheinlich halten nur sehr grob erfaßt sind.

16

Als eine letzte Art sprachlicher Äußerung hinsichtlich des Äußerungszwecks ist das Fragen anzusehen. Während Behaupten etwas wiedergibt und für wahr hält und, wenn es sich nicht im Monolog äußert, auch den Zweck hat, anderen etwas mitzuteilen, fordert Fragen zur darstellenden behauptenden Mitteilung auf. Sein Zweck ist es, Informationen in Form von wahren Behauptungen zu erhalten, um aus Zweifel und Ungewißheit zur Erkenntnis zu gelangen, die eine eigene Behauptung ermöglicht (auszunehmen sind rhetorische Fragen, Prüfungsfragen). Eine gewisse Verwandtschaft weisen Fragen zu Befehlen auf, weil sie zu etwas (zur Mitteilung oder Antwort) auffordern. Diese Forderung ist zwar nicht durch einen Befehl ausgedrückt. Tonfall des Satzes, die Interrogativstellung der Satzteile und die begleitende Mimik enthalten Aufforderungscharakter und sind ähnlich wie die Imperativform und ihr Tonfall Anstoß zu einem gemäßen Verhalten des Angesprochenen. Das im Fragen geforderte Verhalten ist die Beantwortung der gestellten Frage.

17

Man unterscheidet Entscheidungsfragen und Bestimmungsfragen. In jenen schwankt der Zweifel zwischen zwei oder mehreren genannten Mög-

lichkeiten. Sie sind mit "ja" oder "nein" oder mit "so", "nicht so", zu beantworten; z. B. "Hält A sich in Rom auf?" "ja" oder "nein"; "War es eine Explosion, Gewitterdonner oder Geschützdonner?" "Es war Gewitterdonner". In Bestimmungsfragen wird der wahre Sachverhalt nicht innerhalb einzeln genannter Möglichkeiten, sondern aus einem durch Art- oder Gattungsbegriff abgesteckten Möglichkeitsraum erfragt; "Welche Farbe hat die Rückseite des Gegenstandes?", "gelb". "An welchem Ort (wo) befindet sich A?" "In Rom". "Welche Zeitspanne (wie lange) hält der Zug?" "20 Minuten".

18

Entscheidungsfragen stehen den Vermutungen (Für-möglich-halten, Für-wahrscheinlich-halten) nahe. Beiden Sätzen

"Wohnt A in Rom?"

"A wohnt vielleicht in Rom"

geht derselbe Zweifel, ob A in Rom wohnt, voran. Sie unterscheiden sich darin, daß ich mich bei der Vermutung mit dem Zustand des Zweifels zufriedengebe und eine quasi-Behauptung formuliere, daß ich mit der Frage einen Anlauf in Richtung auf Überwindung des Zweifels nehme und eine informierende klärende Antwort eines besser informierten Bewußtseins einzuholen versuche.

XXXV. Behauptungen über ein Einzelnes (das benennende, bestimmende, beschreibende Behaupten und die Existenzbehauptung)

1

Die verhaltenstheoretische Analyse ermittelt auf dem Felde behauptenden Sichäußerns vier Varianten: das benennende, das bestimmende, das beschreibende Behaupten und die Existenzbehauptung. Von diesen Varianten sind zunächst jeweils nur jene Behauptungen zu untersuchen,

die eine Aussage über ein Einzelnes treffen.

Unter benennendem Behaupten ist nicht der Akt der Eigennamengebung zu verstehen, in dem einem Lebewesen oder einem Ding erstmals und für die Zukunft ein Eigenname zugeordnet wird. Dieser Akt hat, obgleich er sich nicht selten in Form einer Behauptung äußert ("Ich nenne dich Joachim"), imperativische Bedeutung (A soll Joachim heißen). Eigennamengebung fordert, daß der Benannte von allen, die ihn benennen, mit diesem Namen bezeichnet werde. Sie stellt als Forderung wie der Befehl eine Handlungsanweisung dar und keine Behauptung. Die Anweisung richtet sich an alle, die den Benannten benennen wollen und werden.

Unter Benennen verstehe ich die Eigennamen-Zuordnung, die den Charakter einer Behauptung hat. "Der (dieser) heißt Joachim", "das ist Joachim", "das ist J. Schneider". Es setzt eine erfolgte Eigennamengebung voraus, sonst könnte es nicht Wahrheit beanspruchendes Behaupten sein. Es behauptet die Zuordnung dieses sprachlichen Ausdrucks (und zwar dieses Eigennamens) und dieses Individuums. Es hält für wahr, daß dieses Individuum gewöhnlich so benannt wird. Benennungsaussagen können auf Wahrheit bzw. Falschheit beurteilt werden. Das gilt auch für den Anruf ("Joachim"), der nicht nur eine Benennung darstellt, sondern auch den Zweck besitzt, die Aufmerksamkeit des Benannten, mit dem ich noch keinen Kontakt aufgenommen habe, zu erregen, oder der, wie ein Ausruf, einem Gefühl (z. B. der Freude des Wiedersehens) Ausdruck gibt.

Anruf und Ausruf dieser Art und Benennungsurteil setzen im Gegensatz zur Eigennamengebung ein Wiedererkennen des Benannten voraus. Dem als gleich Wiedererkannten wird der gleiche, d. h. der in früheren Benennungen verwendete, der konventionelle Name zugeordnet.

2

Bestimmendes Behaupten. Wir sahen, daß sprachliche Erfassung des Gegenständlichen nur selten durch Eigennamen erfolgt, daß Denken und Sprechen angesichts der unendlichen Zahl der Individuen

ökonomisch, verfahren und das gleiche Wort für eine Menge ähnlicher Individuen, ähnlicher Bewegungen usw. prägen und verwenden. "Wenn über ein Erlebnis eine Aussage gemacht wird, so wird das, was aus ihm herausgehoben wird, nicht einfach benannt, es wird ihm ja nicht ein neuer Eigenname, der nur diesen individuellen Erlebnisbestandteil bezeichnet, zugeordnet, sondern es wird durch vorgegebene sprachliche Ausdrücke dargestellt. Diese Ausdrücke sind von allgemeiner Art ... ('sehen', 'rot', 'Schmerz')"¹⁾. Sie gelten für eine Menge ähnlicher Tätigkeiten, ähnlicher Eigenschaften, ähnlicher Dinge.

Unter den Behauptungen hebt sich eine Gruppe heraus, in denen solche Zuordnungen von wahrnehmbarem Einzelnen und allgemeinem Wort vollzogen werden. "Eine Amsel", "Das ist eine Amsel", "violett!", "das ist violett". Solche bestimmenden Aussagen pflegen als Antworten auf Bestimmungsfragen gegeben zu werden, wie sie besonders das Sprache lernende Kind stellt: "Welcher Vogel ist das?", "welche Farbe ist das?". Nicht alle Antworten auf Bestimmungsfragen sind jedoch bestimmende Aussagen in diesem Sinne. So antworten wir z.B. auf die Frage "wo wohnt A?" mit einer beschreibenden Aussage "A wohnt in München". Ich bezeichne als Bestimmungsaussagen nur solche, in denen ein jetzt oder früher wahrgenommener Gegenstand (Ding, Eigenschaft usw.) als früher wahrgenommenen Gegenständen ähnlich bzw. gleich wiedererkannt und ihm der gleiche konventionelle Ausdruck in einer Behauptung zugeordnet wird. Es sind Aussagen, in denen die allgemeine sprachliche Bezeichnung von etwas Wahrgenommenem thematisch ist und bezweckt wird.

3

Die Bestimmungsfrage "Welche Farbe hatte der Anzug?" stellt sich mir aus verschiedenen Gründen, entweder weil mir das Wort für die Farbe (beige), die ich klar in der Erinnerung habe, nicht geläufig ist oder weil ich die Farbe des Anzugs nicht gesehen habe. Im ersten Falle ist die Ant-

1) Kraft, Viktor: Erkenntnislehre. 1960. S. 208

wort "beige" eine Bestimmungsaussage, im zweiten Fall eine Beschreibungsaussage. Im Beschreiben ist nicht die allgemeine Bezeichnung Problem und Zweck der Aussage, sondern die detaillierte Darstellung eines sprachlich bereits bezeichneten Gegenstandes ("Anzug") mit Hilfe freilich einer unproblematischen allgemeinen Bezeichnung ("beige"). Denn der allgemeinen Bezeichnung können die Beschreibungen, da nicht durch immer neue Eigennamenbildung beschrieben wird, nicht entbehren.

Darum enthalten alle Beschreibungen Bestimmungen, diese sind jedoch nicht ihr Zweck. In der beschreibenden Aussage "der Anzug ist beigefarben" ist nicht die Zuordnung der allgemeinen Bezeichnung "Anzug" zu diesem Gegenstand thematisch (das allgemeine Wort wird unproblematisch ausgesprochen) und ebensowenig die Zuordnung des allgemeinen Ausdrucks "beige" zu dieser Farbe (auch dieses Wort wird unproblematisch zur erlebten Eigenschaft assoziiert). Thematisch ist vielmehr die detaillierte Darstellung eines schon "bestimmten" Gegenstandes durch schon "bestimmte" Eigenschaften, Bewegungen, Relationen u.ä. Insofern gehen jeder Beschreibung mehrere Bestimmungen voraus, die entweder in früheren Urteilen thematisch waren oder ohne ausdrückliche Erwähnung stillschweigend vollzogen werden.

Beschreibungen (wir denken an die Beschreibungen eines Einzelnen) begegnen wir in Aussagen des praktischen Alltags, wie in dichterischen Werken und in wissenschaftlichen Darstellungen.

Ein Patient beschreibt dem Arzt Schmerzerlebnisse (er lokalisiert den Schmerz in der rechten Schulter; charakterisiert seinen Ablauf: seit drei Tagen, dumpf, seit zwei Stunden stärker werdend).

Ein Handschriftenforscher beschreibt eine neuentdeckte Handschrift (Pergamenthandschrift, einseitig beschrieben, 15 x 20 cm). Ein

Polizeibeamter gibt in der Fahndung eine Personenbeschreibung (1,75 m groß, von breiter Gestalt, blond, Narbe über dem rechten Auge).

Der Reporter beschreibt einen sportlichen Wettkampf. Ein Schriftsteller beschreibt ein Naturereignis oder schildert eine Landschaft. Ein Praehistoriker gibt bei seiner Grabung eine Fundbeschreibung ("klei-

nes durchlochstes Knochengerät, Durchbohrung doppelkonisch, ein Ende kantig zugeschnitten, das andere alt abgebrochen, Länge 4,2 cm; Breite 2,8 cm; größte Stärke 0,7 cm^{II}.) Der Verhaltensforscher beschreibt das Verhalten eines Tieres in natürlicher oder in künstlich herbeigeführter Situation.

4

Abgesehen von der Erfassung von Ähnlichkeiten zwischen Gegenständen, die jede sprachliche Bezeichnung (außer der durch Eigennamen) erst ermöglicht, und die darum jeder beschreibenden Aussage zugrundeliegt, enthalten Beschreibungen verschiedene andere theoretische Elementarakte, je nachdem die Gegenstände der Beschreibung differieren: z. B. Gestalterfassungen, Lokalisierungen, Temporalisierungen, bisweilen Zählungen und Messungen, wie obige Beispiele erkennen lassen. Sie zeigen auch, daß es mißverständlich wäre, Beschreibungen als qualitative Aussagen zu bezeichnen. Sie sind sprachliche Formulierung nicht nur des Erlebten (eines Schmerzes, einer Freude, einer Trauer) und des Wahrgenommenen (einer Farbe, einer Gestalt), sondern auch der im Akt des Zählens und Messens erfaßten Anzahlen. Zählungen und Messungen können in Beschreibungen eingehen, ohne den spezifischen Charakter dieser Aussageform zu verfälschen. Beschreibende und quantitative Aussagen sind kein Gegensatz.

5

Beschreibungen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Detailliertheit. Die Beschreibung eines Gegenstandes, einer Person oder eines Verhaltens kann sehr ausführlich sein und sehr viele Einzelheiten wieder-

geben oder sehr allgemein bleiben. Der zu beschreibende Gegenstand, die zu beschreibende Person treten uns als real unzertrennte Einheit entgegen; das zu beschreibende Verhalten begegnet als kontinuierlicher Prozeß von Tätigkeiten und Bewegungen in Raum und Zeit. Darum ist die eigentliche Leistung des Denkens im Beschreiben, daß es nicht bei der Erfassung des Ganzen, des Komplexen stehenbleibt, sondern zergliedernd Eigenschaften abhebt, Veränderungen feststellt und beziehend Relationen erfaßt.

6

Beschreibungen sind vor allem Erfassungen des Individuellen und der hic et nunc erfolgenden Veränderungen von Individuen bzw. Individuengruppen. Zum anderen Teil sind sie Allaussagen, die die wesentlichen Eigenschaften einer Art oder Gattung wiedergeben. Beschreibungen des Individuellen beziehen sich vor allem auf ein Gegenwärtiges. Da die psychische Präsenzzeit begrenzten Umfang besitzt und die sprachliche Formulierung des Erlebnisses Zeit beansprucht, werden im faktischen Beschreiben oft Erlebnisse wiedergegeben, die bereits Erinnerung sind, wenn auch nur mit kurzem Rückgriff. Das heißt, in Beschreibungen gehen vielfach Elemente der Erzählung ein.

7

Schließlich ist eine Gruppe von Behauptungen zu unterscheiden, in denen weder die Benennung eines Individuums mit seinem Eigennamen, noch die Zuordnung eines allgemeinen Wortes zu etwas, noch die Beschreibung eines Gegebenen, sondern die Aussage der Existenz von etwas thematisch ist.

Die Aussagen 1. Gott existiert,

2. Es gibt einen Alexander Hofmüller,

3. Es gibt eine Insel im Bodensee in der Größe
von $x \text{ m}^2$, die Insel Mainau,

4. Es gibt eine zeitlose unvergängliche
Idee des Schönen,

wollen nicht benennen, bestimmen oder beschreiben, sondern das Sein, das Dasein von etwas behaupten.

In Existenzbehauptungen können zwar Benennungen, Bestimmungen und Beschreibungen mit eingehen. So fließt in Beispiel Nr. 2 eine Benennung mit ein ("Alexander Hofmüller"). In Nr. 3 findet sich auch eine Beschreibung ("in der Größe von $x \text{ m}^2$ "). Das Thema der Aussagen ist jedoch die Prädizierung der Existenz.

Die Aussage der Existenz ist andererseits in vielen Benennungen, Bestimmungen und Beschreibungen unausgesprochen enthalten. Wer sagt: "Gott gab den Menschen die Freiheit, sich für oder gegen ihn zu entscheiden" setzt damit unausgesprochen voraus "Gott existiert". Wer sagt: "Auf der Insel Mainau im Bodensee findet eine Tagung statt" meint auch, daß es diese Insel gibt.

XXXVI. Verallgemeinerndes Behaupten (Generalisieren)

1

Die oben beschriebenen Gattungen des Behauptens stimmen darin überein, daß bei aller Verschiedenheit der Prädikatsthematik (Eigenname, allgemeine Bezeichnung, Beschreibung, Existenz) das, von dem etwas ausgesagt wird, ein Einzelnes ist, mag dieses Einzelne als selbstständiges Ding, Individuum (dieser Stein, diese Rose, dieses Pferd) oder als Teil eines Dinges oder Individuums (dieses Blatt der Rose, dieser Kopf) oder als Kollektiv (dieser Wald, diese Staffel) gegeben sein.

Bei allen Gattungen des Behauptens kommt es vor, daß sie sich nicht auf ein Einzelnes erstrecken, sondern α) auf mehrere Gegenstände; β) auf alle Gegenstände einer geschlossenen Klasse; die Gattungen 3 und 4 können sich ferner γ) auf alle Gegenstände einer offenen Klasse erstrecken.

a. Benennungen

(α) beide heißen Joh. Müller

(β) alle Insassen des PKW (nämlich 3) heißen Joh. Müller

(γ) [Bei Benennungen gibt es diesen Typ des Behauptens (γ) nicht, da offene Klassen (Arten, Gattungen usw.) nicht durch Eigennamen bezeichnet werden.]

b. Bestimmungen

(α) beides sind Amseln

(β) alle Vögel auf dem Rasen des Gartens (7) sind Amseln

(γ) [Dieser Typ des Behauptens (z.B. "alle diesem Vogel ähnlichen Tiere heißen Amseln") ist leicht falsifizierbar, da Arten und Gattungen in den verschiedenen Sprachen in der Regel verschieden bezeichnet werden (z.B. "Amsel" in Frankreich "merle").]

c. Beschreibungen

(α) A, B, C sind 1,45 m groß

(β) alle Schüler dieser Schulklasse (5) sind 1,45 m groß

(γ) Wespen: ... bis 35 mm lange Hautflügler

d. Existenzbehauptungen

(α) Es gibt A, B und C

(β) Es gibt die Familie Joh. Müller

(γ) Es gibt die Gattung der Wespen.

2

Im folgenden richten wir unseren Blick auf die dritte Gruppe, die Beschreibungen. Die beschreibenden Aussagen über mehrere Gegenstände und über alle Gegenstände einer geschlossenen bzw. einer offenen Klasse eröffnen den Ausblick auf eine weitere Verfahrensweise des Denkens und Sprechens, auf die Verallgemeinerung. Darunter verstehen wir die Ausdehnung eines beschreibenden Prädikats, das bei einem Einzelnen oder mehreren Einzelnen einer Klasse bzw. Gattung wahrgenommen wird, auf mehrere bzw. alle Einzelnen der Klasse bzw. Gattung, ohne daß diese Ausdehnung durch Wahrnehmung gesichert ist.

3

Aussagen über mehrere oder über alle Einzelnen einer geschlossenen Klasse können verallgemeinernd verfahren. Sie tun es, wenn die bei einem oder mehreren Einzelnen empirisch gewonnene Prädikatsbestimmung ohne empirische Fundierung auf andere Einzelne der Mehrheit bzw. auf die gesamte geschlossene Klasse übertragen wird. Sie tun es nicht, wenn das Prädikat bei allen Einzelnen der Mehrheit bzw. der abgeschlossenen, begrenzten Klasse durch Empirie erfaßt wurde (wenn die Größe von A, B und C bzw. aller Schüler der Klasse gemessen wurde).

4

Demgegenüber müssen Aussagen über offene Klassen (Klassen, "deren Elementenzahl nicht fixiert ist, sondern beliebig anwachsen kann"¹⁾) notwendig verallgemeinern.

Aussagen über Arten der Materie (Schwefel, Eisen), Arten von Elementverbindungen (Wasser, Schwefelsäure), Arten des Lebendigen (Eichen, Adler) können als Aussagen über alle Individuen (Atome - Moleküle - Lebewesen) der betreffenden Art nicht aus Prüfung aller Individuen hervorgegangen sein, da sich niemals alle in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft existierenden Individuen wahrnehmen lassen und eine empirische Feststellung der Aussage an allen Individuen der Art die menschliche Leistungsfähigkeit übersteigt.

5

Verallgemeinernde Aussagen treffen wir zunächst in den deskriptiven Wissenschaften. In Lehrbüchern der Chemie stoßen wir auf zahlreiche Aussagen folgender Art: "Bei gewöhnlicher Temperatur ist reiner Schwefel ein fester, spröder, gelber Stoff, der weder Geschmack noch Geruch besitzt". - Pflanzenbestimmungsbücher bestehen fast ausschließlich aus Wendungen wie folgender: "Einjährige Sonnenblume (*Helianthus annuus*). Stengel aufrecht, kräftig, rauhaarig, Blätter sehr groß, wechselständig, gestielt, herzförmig, gesägt, Körbchen nickend". - Ähnliche Aussagen nehmen in Tierbestimmungsbüchern

1) Kraft, Viktor: Erkenntnislehre. 1960. S. 221.

einen breiten Platz ein. Ihnen allen ist eine verallgemeinernde Absicht wesentlich. Sie wollen für alle Individuen einer (offenen) Klasse gelten, obwohl nicht alle Individuen überprüft wurden. Sie erfassen eine gesetzmäßige Verbindung von Eigenschaften, nicht nur die hic et nunc in der Wahrnehmung eines Einzelnen gegebene Eigenschaftsverbinding. Als solche sind sie von reinen Beschreibungen dieses oder jenes Einzelnen zu unterscheiden. Sie sind generalisierte Beschreibungen (Beschreibungen einer Art) und entstanden nach wiederholter Wahrnehmung der gleichen individuellen Merkmalskomplexe. Ferner sind in ihnen individuelle Unterschiede teils übergangen (z. B. die Deformation eines Blattes), teils durch Angaben des Durchschnitts oder der Extremwerte eingegrenzt (z. B. bei der Sonnenblume: Größe der Pflanze 60 - 150 cm, Stengel 2- 10 cm dick).

6

Generalisierende "Beschreibungen" weisen verschiedene Allgemeingheitsgrade auf. Wir unterscheiden in der Biologie beispielsweise

a) generalisierende Beschreibungen der Unterart, z. B. der Lehm-Wespe,

b) generalisierende Beschreibungen der Art, z. B. der (Echten) Wespe (Vespidae) "schwarz-gelb gefärbte, bis 35 mm lange Hautflügler, mit Hinterleibsstachel, kräftigen Oberkiefern, schlankem, glattem Leib und schmalen, in der Ruhe der Länge nach zusammenfaltbaren Vorderflügeln; fressen Insekten, Früchte und Pflanzensäfte" ¹⁾.

c) Generalisierenden Beschreibungen noch höheren Allgemeingheitsgrades begegnen wir in den Beschreibungen von Gattungen, Familien, Ordnungen Klassen, Stämmen, Reichen; die vorigen Beispiele (a und b) fortgeführt: Beschreibung der Klasse der Insekten: "Körper wie bei Krebsen und Spinnentieren heteronom segmentiert und dreigeteilt. 1. Kopf: Sein Chitinskelett bildet eine einheitliche Kopfkapsel... Die Mandibeln (Oberkiefer) sind ein-gliedrige kräftige Kauladen mit gezähntem Rand, die zangenartig gegenein-

1) Der große Herder. Bd. 9, 1956. Sp. 1120.

ander beweglich sind. Die 2 Maxillenpaare bestehen aus 2 Grundgliedern und 3 Ästen" ¹⁾.

7

Generalisierende Beschreibungen dienen dazu, Einzelnes zu bestimmen. Botanik, Zoologie, Mineralogie und andere Wissenschaften haben Bestimmungsbücher geschaffen, d. h. Sammlungen von generalisierenden Beschreibungen einzelner Pflanzenarten, Tierarten, Gesteinsarten, mit Hilfe deren es dem Anfänger möglich ist, ein Einzelnes als solches und in seinem Merkmalskomplex zu identifizieren, wiederzuerkennen und ihm die konventionelle allgemeine Bezeichnung, d. h. Art- bzw. Gattungswort zuzuordnen. Generalisierende Beschreibungen ermöglichen oder erleichtern die individuelle Bestimmung oder bestimmendes Behaupten über ein Einzelnes.

8

Einen kleinen Ausschnitt aus den generalisierenden Beschreibungen stellen Aussagen und Behauptungen dar, die in der modernen Sozialpsychologie als Vor-urteile bezeichnet werden. Wir verwenden diesen Begriff nicht nur für negative Aussagen über ethnische Minderheiten und Mehrheiten, sondern benutzen ihn auch für positive Aussagen über Personengruppen und schließlich ferner für Aussagen, die von einem Individuum etwas für alle Fälle behaupten ("N. N. kommt immer zu spät"). Vor-urteil bezeichnen wir sie, weil sie vor Nachprüfung aller Fälle oder einer repräsentativen Auswahl etwas von allen Individuen einer Art, Gattung bzw. Gruppe oder etwas von einem Individuum für alle Fälle behaupten. Es handelt sich im Vor-urteil um "eine vorschnelle Verallgemeinerung vereinzelter Beobachtungen" ²⁾.

1) Vogel, Günter u. Angermann, Hartmut: Dtv-Atlas zur Biologie. Bd. 1. 1967. S. 113.

2) Peters, W.: Vorurteile. I, II., in Psychol. Beiträge. 2. 1956. S. 564.

Obschon von Vor-Urteil schlechthin gesprochen wird, gehört eine Aussage dieser Art doch immer zu den erwähnten verallgemeinernden, generalisierenden Behauptungen. Nur im weitesten, ursprünglichen Wortsinn könnte man von Vorurteil sprechen, wenn jemand sagt "Es regnet", bevor er sich davon durch Wahrnehmung überzeugt hat.

Ferner fallen unter diese Aussageart gewöhnlich Aussagen über Individuen und Gruppen der menschlich-sozialen und gesellschaftlichen Wirklichkeit, nicht Verallgemeinerungen über Gegenstände und Individuen des außermenschlichen Bereichs.

Bekannteste Beispiele von Vorurteilen sind die negativen Einschätzungen von rassischen und religiösen Minderheiten (die Neger, die Katholiken, die Protestanten, die Juden usw.) und die positiven Beurteilungen von religiösen, rassischen, beruflichen Verbänden durch deren Mitglieder (die Katholiken, der Soldat).

Zeichnen sich Vorurteile durch mangelnde Begründung aus, so finden wir in der modernen Statistik ein verallgemeinerndes Verfahren, das als begründetes anzusehen ist. Eine begründete Verallgemeinerung vollzieht das sog. Stichprobenverfahren.

Nach Prüfung eines repräsentativen Teiles der offenen oder geschlossenen Klasse wird die Aussage über den Teil auf alle Individuen der Klasse übertragen und ausgedehnt. Es sind "statistische Untersuchungen... bei denen die ermittelten Daten als Grundlage für Verallgemeinerungen dienen, und zwar im Hinblick auf größere, übergeordnete, unbekannte Kollektive, die nicht direkt beobachtet wurden... [dieses] verallgemeinernde Vorgehen... nennt man statistische Inferenz" ¹⁾. Man stellt sie in Gegensatz zu statistischen Unters-

suchungen, "die darauf abzielen, die Eigenschaften einzelner, direkt beobachteter Gruppen zu beschreiben" ²⁾, d. h. zur beschreiben-

1) Walker, H. M.: Statistische Methoden. 1954. S. 4.

2) Walker a. a. O. S. 4.

den Statistik.

10

Generalisierende Aussagen ordnen allen Einzelnen einer Klasse die gleiche Prädikatsbestimmtheit zu. Ihr Gehalt sind Regel und Gesetz. Die durch Verallgemeinerung und nicht durch vollständige Induktion (Untersuchung aller Einzelnen der Allaussage) erfaßte Gesetzmäßigkeit muß von dem Erfassen der Kausalbeziehung unterschieden werden. Generalisierende Beschreibungen erfassen in vielen Fällen die Koexistenz von Eigenschaften für alle Einzelindividuen einer Art, keinerlei Kausalbeziehung. Die Aussage, daß die einjährige Sonnenblume einen aufrechten Stengel besitzt, der kräftig, rauhaarig ist, und sehr große Blätter usw. hat, enthält solche Gesetzmäßigkeit der Koexistenz von Eigenschaften. Lediglich "Sukzessionsgesetze" (Stegmüller), "welche Ereignisfolgen betreffen" und "welche Eigenschaften eines physikalischen Systems zu einer bestimmten Zeit verknüpfen mit Eigenschaften dieses Systems zu einer früheren oder späteren Zeit" ¹⁾ lassen sich als Kausalgesetze bezeichnen. Kausalgesetze verallgemeinern eine Kausalbeziehung, in der ein Einzelnes steht oder mehrere gleichartige Einzelne stehen, d.h. übertragen sie auf alle Einzelnen derselben Art, ohne diese sämtlich überprüft zu haben.

11

Die höchste Stufe der Verallgemeinerung liegt aller wissenschaftlichen Forschung zugrunde in der Annahme, daß gleiche Ursachen immer wieder die gleichen Wirkungen haben, daß Gleiches sich unter

1) Stegmüller, Wolfgang: Der Begriff des Naturgesetzes, in: Studium generale, 19. 1966, S. 650.

gleichen Bedingungen gleich verhält, und daß aus gleichen Bedingungen das Gleiche wiederkehrt. All diese Aussagen behaupten die Tatsache der (Natur-) Gesetzlichkeit überhaupt. Sie enthalten mehr als die Annahme eines einzelnen Gesetzes. Stellt schon die Annahme eines einzelnen Gesetzes (Salz löst Straßenglätte) die Übertragung (Verallgemeinerung) dieser Beziehung, die ich wiederholt in einzelnen Augenblicken und an verschiedenen Orten wahrgenommen habe, auf alle Zeiten und alle Raumstellen dar, - so bedeutet die Aussage von (Natur-) Gesetzlichkeit überhaupt eine weitere Verallgemeinerung dieses in mehreren Gesetzen angenommenen Wiederkehrens des Gleichen aus gleichen Bedingungen auf alle möglichen Veränderungen überhaupt. War schon jene Annahme einzelner Gesetze keineswegs durch die Erfahrung verifiziert, d.h. durch die Prüfung aller Fälle gesichert, so fehlt dem Satz der Natur-Gesetzlichkeit überhaupt sowohl die volle Verifikation der Einzel-Gesetze, als auch die Erfahrung, daß bei allen Arten der Veränderung aus gleichen Bedingungen Gleiches wiederkehrt.

XXXVII. Folgern

Wir haben die unvollständige Induktion als Verallgemeinern bestimmt und sie von der vollständigen Induktion abgegrenzt, die nach Prüfung aller Individuen einer geschlossenen Klasse (und nicht auf Grund von Teilerfahrung durch Verallgemeinerung derselben) zur Allaussage gelangt.

In der Deduktion lernen wir einen theoretischen Akt kennen, der zwar ebensowenig wie die vollständige Induktion verallgemeinert, jedoch - wie die unvollständige Induktion in Teilschritten - erfahrungsunabhängig erfolgt.

Der Zweck unserer Darstellung ist es zu zeigen, daß und in welchem

Ausmaß das deduktive ¹⁾, erfahrungsunabhängige, nichtverallgemeinernde Schließen und Folgern im Denken und Sprechen des Alltags und in den Wissenschaften als eigene Aktart begegnet. Die Rolle des Folgerns im praktischen Denken läßt sich allerdings bei der Lektüre von Lehrbüchern der formalen Logik und der Logistik nur schwer erkennen.

2

Die praktische Bedeutung des Folgerns wird sichtbar, wenn wir berücksichtigen, wie Folgern zustandekommt. Betrachten wir folgenden Syllogismus:

Alle Insassen des Flugzeuges kamen um (a).

X gehörte zu den Insassen des Flugzeuges (b).

Also kam X um (c).

Während die formale Logik unberücksichtigt läßt, ob diese Aussagen von einem oder mehreren Denkenden ausgesprochen werden – sie betrachtet die Aussagen als zeitlose Gebilde – untersucht die denke-theoretische Analyse gerade die Entstehung der Aussagenfolge.

Nehmen wir an, die Person A habe einen Flugzeugabsturz beobachtet, sei zur Unfallstelle gegangen und habe dort keinen Überlebenden gefunden. Da ihm die Insassen fremd oder da alle Leichen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt sind, ist es ihm unmöglich, die Toten zu identifizieren. Seine Feststellung "Alle Insassen sind tot" wird zwar alle Subjekte der Aussage betreffen, aber diese nicht in ihrer Individualität. Nehmen wir ferner an, A erfahre später von B, daß X, ein Bekannter von A, das Flugzeug bestiegen und zu den Insassen gehört habe. Er wird folgern, daß X tot ist. Dadurch gewinnt er eine Einsicht, die ihm vorher fehlte und die er durch prüfende Wahrnehmung nicht gewinnen konnte.

1) Deduktionen der Aussagenlogik, die unmittelbaren Schlüsse der Prädikatenlogik, die Syllogismen (der Prädikatenlogik und Relations-schlüsse)

Darum ist die alte Kritik des Schlußfolgerns (die erzeugte Konklusion sei nur die nicht weiterführende Wiederholung des Obersatzes für einen speziellen Fall, der im Obersatz bereits eingeschlossen ist) nicht stichhaltig. Die Konklusion führt sowohl A als auch B zu einer neuen Einsicht. Im konkreten Denken verfügt das einzelne Bewußtsein nicht von Anfang an über die zeitlose Aussagenfolge des Formallogikers, sondern es gelangt aufgrund seiner perspektivischen Wahrnehmung zu einer Einzelaussage ("Alle Insassen kamen um" oder "X gehörte zu den Insassen des Flugzeugs"). Erst in dem Augenblick, in dem diese Aussagen im selben Bewußtsein zusammenkommen, ist die Folgerung möglich.

3

Die allgemeine Aussage im obigen Beispiel betrifft eine geschlossene Klasse, "eine endliche Klasse von Elementen innerhalb eines individuellen Raum-Zeitbereichs" ¹⁾, d. h. sie ist eine "numerisch-allgemeine" Aussage. Denselben Erkenntniszuwachs bringen jedoch Folgerungen aus spezifisch-allgemeinen Aussagen über offene Klassen. Zur Verdeutlichung nehme ich folgendes Beispiel. Von der Sonnenblume sind mir einige Eigenschaften durch häufige Betrachtung bekannt. Die Bezeichnung "Sonnenblume" lernte ich, nachdem sie von Anderen mehrfach für ähnliche Pflanzen verwendet worden war. Ich erfahre von einem Botaniker ein weiteres Merkmal, daß die Blätter dieser Pflanze wechselständig sind. Ich folgere (stillschweigend), daß auch dieses Exemplar wechselständige Blätter hat, richte mein Verhalten nach der gewonnenen Erkenntnis und prüfe den Blattstand. Die Schlußfolgerung - nicht erst die folgende prüfende Wahrnehmung - führt zu einer neuen Erkenntnis, und zwar nicht durch Verallgemeinerung eigener Erfahrung, sondern durch Folgerung aus der gehörten spezifisch-allgemeinen Aussage und dem eigenen Wissen, daß dies eine Pflanze der genannten Art ist.

1) Popper, K. R.: Logik der Forschung. 2. Aufl. 1966. S. 34.

Erkenntnistheoretiker haben immer wieder darauf hingewiesen, daß die Leistung des Folgerns vor allem die Kunst der Kombination verschiedener Prämissen voraussetzt. Die oben angeführten Beispiele zeigen, daß dort zumindest nicht von einem aktiven Kombinieren die Rede sein kann. Prämissen kommen oft nicht durch kombinierende Aktivierung von Wahrheiten und Erfahrungen aus dem Gedächtnis zusammen, sondern in der Weise, daß sich eigenem Wissen eine bisher nicht gewußte, aber durch anderes Bewußtsein mitgeteilte Wahrheit zugesellt. Dabei kann entweder die nicht-allgemeine Aussage (vgl. Beispiel 1) oder die allgemeine Aussage (Beispiel 2) mitgeteilt sein.

Einen breiten Raum nehmen Folgerungen aus allgemeinen Aussagen über notwendige Ereignisfolgen (d. h. aus Kausalgesetzen) im Alltags- und wissenschaftlichen Denken ein.

Das Folgern aus Kausalgesetzen vollzieht sich in zweifacher Form: erstens als Schluß von der Ursache auf die Wirkung, zweitens als Schluß von der Wirkung auf die Ursache. Schlüsse der ersten Art gehen als deduktive Vorhersagen in unsere täglichen Planungen ein, die der zweiten Art begegnen als eine Form des Erklärens (vgl. Kap. 41 und 42).

Gestützt auf eigene Erfahrungen und erlernte Kausalgesetze führen wir Veränderungen in unserer Umwelt herbei, die wir als geeignete Ursachen erwarteter, erhoffter Wirkungen betrachten. Wir wissen z. B., daß Bakterien durch Erhitzen getötet werden und beispielsweise Milch sich deswegen erhitzt länger hält. Wir erhitzen Milch und folgern, daß sie längere Zeit trinkbar bleibt; oder: wir erinnern uns, daß Milch nicht erhitzt wurde und schließen, bevor wir es durch Wahrnehmung geprüft haben, daß sie inzwischen untrinkbar ist.

6

Folgerungen von der Ursache auf die Wirkung lassen sich unmittelbar auf ihre Richtigkeit überprüfen, wenn die Wirkung real noch nicht erfolgt ist und diese durch Wahrnehmung erfaßt werden kann, sofern äußere Umstände unsere Anwesenheit und Wahrnehmung nicht verhindern.

Diese Überprüfung durch Wahrnehmung ist bei den Schlüssen von der Wirkung auf die Ursache prinzipiell unmöglich, da bei Eintritt der Wirkung die Ursache vergangen ist. Es ist möglich, daß eine andere Person die Ursache wahrnahm und der Schluß auf die Ursache Bestätigung durch eine Zeugenaussage erfährt. Schlüsse von Wirkungen auf Ursachen werden vor allem in den historischen Disziplinen (dazu gehört im weitesten Sinne auch die Kriminalistik, da sie es mit Vergehen, Verbrechen als vergangenen Einzel-Ereignissen zu tun hat) vollzogen.

7

Mit den Schlüssen von Ursachen auf Wirkungen stimmen sie nur insofern überein, als in beiden Arten die Kenntnis von Kausalgesetzen, aus denen als spezifisch-allgemeinen Aussagen gefolgert werden kann, die Voraussetzung ist, ferner insofern, als in beiden das erschlossene nicht unmittelbar der Wahrnehmung zugänglich ist, im einen Fall als Noch-nicht, im anderen als Nicht-mehr. Das Besondere, über das durch Folgerung Erkenntnisse zu gewinnen sind, hat in beiden Arten sehr unterschiedlichen Charakter. Im Schluß von der Ursache auf die Wirkung ist es die noch veränderbare Realität, im Schluß von der Wirkung auf die Ursache ist es die Spur, das Relikt oder ein unerklärbares Faktum.

8

In der traditionellen Logik wurden Verallgemeinern und Folgern als Arten des Schließens bestimmt. Verallgemeinern als Schließen von Besonderem auf Allgemeines, Folgern als Schließen vom Allgemeinen auf Besonderes.

Da man Schließen als erfahrungsunabhängiges Voranschreiten des Denkens betrachtet, ist die Subsumtion beider Verfahren (Verallgemeinern und Folgern) unter den Begriff des Schließens gerechtfertigt. In beiden Verfahren bewegt sich das Denken in gewissen Teilschritten unabhängig von der Erfahrung. Verallgemeinern geht in der Ausdehnung des Prädikats, das an einigen Aussagegegenständen wahrgenommen wurde, auf alle Gegenstände der gleichen Klasse ohne Erfahrung voran. Beim Folgern geschieht, ausgehend von einer Allaussage, die Verbindung eines Prädikats (tot, wechselständige Blätter) mit einem einzelnen oder einigen Aussagegegenständen (X, Sonnenblume) erfahrungsunabhängig.

XXXVIII. Exkurs über die Spekulation

1

Zu den Genera des erfahrungsunabhängigen Denkens gehört ebenfalls die Spekulation. Darunter verstehen wir ein Denken, daß "über die reine Erfahrung hinaus durch Überlegung" ¹⁾ zu Erkenntnissen zu gelangen versucht.

2

Das Denken früherer Zeiten mußte vielfach spekulativ verfahren, wenn es sich nicht überhaupt des Urteils enthalten sollte. Ihm fehlte in vielen Bereichen Wahrnehmungsmöglichkeit. Solange die Schiffstechnik

1) Wahrig a. a. O.

nur unzulänglich entwickelt war, blieb die Überwindung großer Distanzen über Weltmeere unmöglich. Man spekulierte über Antipoden. Solange das Mikroskop fehlte, waren Spekulationen über die Entstehung von ansteckenden Krankheiten im Schwange. Solange keine Teleskope konstruiert waren, mußten astronomische Aussagen in stärkerem Maße als heute spekulativ sein. Neue technische Beobachtungs- und Untersuchungsinstrumente eröffneten der Sinneswahrnehmung immer weitere Bereiche, die ihr bis dahin verschlossen waren: die Bereiche des Kleinsten, des Fernen und den Bereich des Naturwirklichen, für den der Mensch keine Sinne hat (Röntgenstrahlung, Höhenstrahlung usw.). Eine durch die Technik bewirkte ständige Erweiterung des Wahrnehmungshorizontes entzog einen Bereich nach dem anderen dem spekulativen, d. h. erfahrungsunabhängigen Denken.

3

Obwohl die neuzeitliche Wissenschaft durch ihren besonders engen Bezug zur Erfahrung gekennzeichnet ist, kann sie, solange die Technik der Wahrnehmung nicht Zugang zu allen Gegenstandsbereichen gebahnt hat, nicht auf Spekulation verzichten. Aussagen über Planeten werden, bis die astronautische Technik eine Landung von Sonden oder bemannten Raumfahrzeugen ermöglicht hat, in großem Umfange spekulativ bleiben. Selbst einmalige oder mehrmalige Landungen auf den Planeten werden Spekulationen nicht ganz überflüssig machen, da es immer Restbereiche geben wird, die auch dann nicht in unmittelbarem Augenschein genommen werden können (die vergangenen Entwicklungen auf dem Planeten, die Vorgänge im Inneren und an anderen unzugänglichen Stellen).

4

Mit dem Fortschritt der exakten Wissenschaften hat sich ein immer stärkeres Bewußtsein der Mangelhaftigkeit spekulativen Denkens entwickelt. Galten philosophische und theologische Spekulationen im Mittelalter und stellenweise noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts als

Gipfel des menschlichen Erkennens, so deutet die heutige Charakteristik der spekulativen Aussage als "Hypothese" das allgemeine Bewußtsein ihres minderen Erkenntniswertes an. Sie gilt als vorläufige Konstruktion; und die Wissenschaften arbeiten mit allen Mitteln daran, Beobachtungsinstrumente und Unterscheidungsmethoden zu erfinden, die Wahrnehmung, Untersuchung und Beobachtung des bis dahin nicht Erfäßbaren und erfahrungsfundierte Aussagen ermöglichen.

5

Die Erfahrungsunabhängigkeit des spekulativen Denkens ist anderer Art als die des folgernden Denkens. Das logische Schließen geht von Prämissen aus, die oft durch adäquate Wahrnehmung gesichert sind (z. B. wenn die generelle Aussage über eine geschlossene Klasse geht), allerdings auch bloße Spekulationen sein können. Die spezifische Erfahrungsunabhängigkeit des folgernden Denkens liegt nicht in den Prämissen, sondern im Gang des Denkens von den Prämissen zum Schluß. Das Ergebnis des Schlusses ist logisch in den Prämissen enthalten, aus denen es ohne Hilfe von Wahrnehmungen expliziert und zu Bewußtsein gebracht wird. Demgegenüber geht spekulatives Denken von Wahrnehmungen aus und gelangt zu Aussagen, die logisch nicht in dem Gehalt des Wahrgenommenen enthalten sind.

6

Spekulatives Denken kann sich in verschiedenen elementaren Aktformen und Kombinationen derselben vollziehen. Man statuiert eine Ursache für unerklärbare Erscheinungen (z. B. in der Phlogistontheorie, die 1710 von G. E. Stahl entwickelt wurde. Dieser nahm das Phlogiston als "Wärmeenergiesubstanz an zur Erklärung des Auftretens von Wärme und des oft gleichzeitigen Gewichtsverlustes verbrennender Substanz, daher mit 'negativem' Gewicht, die beim Verbrennen gasförmig entweiche, wodurch das Verbrennungsprodukt schwerer werde als die Ausgangsstoffe. Ein Stoff sollte um so brennbarer sein, je mehr Phlo-

giston er enthalte" ¹⁾).

Eine große Rolle spielte die Zahl in Spekulationen. Eine andere Gruppe von Spekulationen erweist sich der Analyse als Reduktion einer Erscheinung auf eine andere aufgrund beider Ähnlichkeit. Weil "Licht unter gewissen Bedingungen mit Licht zusammengebracht, an bestimmten Stellen Dunkelheit und dazwischen doppelte Helligkeit erzeugt", bestimmte man, daß es "in einem wellenartigen Vorgange besteht (dies ist die Hypothese)", da ja "doch Wellen, wie leicht einzusehen und nachzuweisen ist, immer und überall zu den sog. 'Interferenzen' führen müssen" ²⁾.

7

Bei aller Vielfalt der Prozeßgestalten des spekulativen Denkens ist es durch eine Eigentümlichkeit charakterisiert. Aus Anlaß von Erfahrungen (z.B. Verbrennungsprodukte sind schwerer als Ausgangsstoffe, Interferenzerscheinungen) treffen wir Aussagen, die selbst nicht durch Wahrnehmungen oder Erfahrung gesichert sind, aber auch nicht in wahrnehmungs- bzw. erfahrungsfundierten Prämissen beschlossen liegen, aus denen sie logisch expliziert werden könnten.

XXXIX. Beweisen

1

Zu den komplexeren Formen theoretischer Tätigkeit ist das Beweisen zu zählen. Es darf nicht mit dem Begründen verwechselt werden. Zwar ist jedes Beweisen ein Begründen, aber umgekehrt nicht jedes Begründen Beweisen. Begründungen sind in vielen psychologischen Aussagen enthalten. "Er besuchte den Vortrag, weil er A treffen wollte".

1) Der große Herder, 7. 1958. Sp. 362

2) Bavink, Bernhard: Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften, 8. Aufl. 1944. S. 31.

"Begründende" Aussagen dieser Art kennzeichnen den Beweggrund (Motiv) einer behaupteten Handlung. Der Beweis dagegen stützt sich auf logische Gründe.

2

Beweisen hat ferner eine gewisse Nähe zum schlußfolgernden Denken, ohne jedoch mit diesem identisch zu sein. Während Folgern zu neuer Einsicht führt, geht es im Beweisen weniger um neue Einsichten, als darum, eine These, die für wahr gehalten wird, "gewissermaßen nachträglich mit logischen Mitteln einwandfrei als wahr zu bestätigen" ¹⁾.

3

Im Beweis erfolgt die Begründung einer These, die für sich allein nicht überzeugend ist, deren Gehalt nicht in einmaliger oder nach wiederholter Auffassung unmittelbar einsichtig ist. Das zeigen vor allem die in der Geschichte des Denkens bekanntesten Beweismgänge, die Beweise der Existenz Gottes und die Beweise der Unsterblichkeit der Seele. Auch in der Rechtsprechung ist ein Beweis dort vonnöten, wo eine Tatsache nicht zweifelsfrei und unbestritten ist. Ein Beweis ist nicht erforderlich, wenn der Täter ein Geständnis abgelegt hat (gleichzeitig alle Indizien auf ihn verweisen und vielleicht noch Zeugenaussagen hinzukommen). Im Prozeßrecht gilt, daß "die unstreitigen, nicht ausdrücklich bestrittenen, ausdrücklich zugestandenen und offenkundigen Tatsachen" keines Beweises bedürfen ¹⁾. Lehrsätze der Geometrie werden bewiesen, weil ihre Wahrheit nicht unmittelbar, sondern nur in schrittweiser Argumentation einsichtig ist.

4

Die zu beweisenden Thesen beinhalten entweder einen einmaligen Sachverhalt oder wiederholte ("allgemeine") Sachverhalte. Alle Ein-

1) Händel, A. u. Kneist, K.: Kurzer Abriß der Logik. 1960. S. 147.

2) Zysk, Lothar: Zivilprozeß. 1969. (dtv-Taschenbuch). S. 43.

zelfakten, die nicht mehr wahrnehmbar sind, sind prinzipiell durch Schlüsse von Spuren des Ereignisses, Vorganges oder der Handlung auf ihre Ursachen, von Ursachen auf ihre Wirkungen und Kombination von Schlüssen beweisbar. Es wäre zwar "unsinnig, den Beweis zur Begründung eines jeden Urteils überhaupt in Anspruch nehmen zu wollen. Jeder Mensch würde es grotesk finden, wenn man beispielsweise für das Urteil 'Gestern abend war ich im Kino' oder für das Urteil 'Meiers Katze hat fünf Junge zur Welt gebracht' ein logisches Beweisverfahren mit Aufstellung der These, Aufzählung von Argumenten und Durchführung einer entsprechenden Demonstration zu vollziehen versuchte. Das trügte nur zur Verächtlichmachung des Beweises bei" ¹⁾. Aber in der Rechtsprechung z. B. werden immer wieder Beweise von Einzelgeschehnissen und Einzelhandlungen geführt. Es wird bewiesen (nachgewiesen), daß es sich um Mord, nicht um Selbstmord handelte oder daß Y die Tat begangen oder nicht begangen hat.

Beispiele allgemeiner Beweis-Thesen sind die in der Geometrie bewiesenen Lehrsätze.

Der Beweis vollzieht sich in der Regel und wenn er formgerecht geführt wird, in folgenden Schritten. Eine These, die in Zweifel gezogen wurde oder die wegen mangelnder unmittelbarer Einsehbarkeit des Sachverhalts nicht überzeugt, wird als zu beweisen aufgestellt. Argumente, die für die These sprechen, werden zur Schlußfolgerung verbunden, die als Wahrheit der These resultiert (These-Argumentation-Konklusion).

Beweise unterscheiden sich vor allem hinsichtlich des argumentativen Kerns. Sie weichen hinsichtlich der Zahl der verwendeten Argumente voneinander ab. Ein Argument, das in einem Beweis wieder begründet wird, bleibt in einem anderen unbegründet. Sie unterscheiden sich durch das Gewicht ihrer Argumente. Es gibt Beweise, die auf schwache und bloß wahrscheinliche Gründe nicht verzichten, während andere solche als der Sache (der These) mehr schädlich als nützlich weglassen.

1) Händel - Kneist 151.

Pathologie des Beweisens. Die Wahrheit der Konklusion hängt ab von der Wahrheit der im Beweis verwendeten Argumente. Die Verwendung wahrscheinlicher Argumente beeinträchtigt die Gewißheit der Konklusion.

Im täglichen Denken werden vielfach Beweise geführt, obwohl zwingende Gründe nicht gegeben sind, besonders wenn die Wahrheit einer These existentielle Bedeutung besitzt. Eine gewünschte These ist Ausgangspunkt für die Suche von Argumenten und für die Unterdrückung von Argumenten, die gegen die These sprechen. Das Denken klammert sich an bloße Wahrscheinlichkeiten, verwendet nichtstichhaltige Beweismittel als Argumente.

Folgendes Beispiel aus der alltäglichen Beweispraxis der Kriminalistik zeigt einen Beweisgang, der nicht zwingend schlüssig ist.

- (a) A ist der Täter (These).
- (b) Der Täter muß zur Tatzeit am Tatort gewesen sein (generelles Argument).
- (c) A wurde kurz vor der Tatzeit von mehreren Zeugen in der Nähe des Hauses von B, des Ermordeten, gesehen (konkretes Argument aus bezeugter Wahrnehmung).
- (d) A besitzt kein bezeugtes Alibi (konkretes Argument).
- (e) Der Benutzer einer Waffe hinterläßt Fingerabdrücke (generelles Argument).
- (f) Die Tatwaffe trug nur die Fingerabdrücke von A (konkretes Argument).
- (g) Folglich ist A der Täter (Konklusion der These).

Dieser Beweis ist nicht sicher, weil die einzelnen Argumente keine absolute Beweiskraft besitzen. Es können auch andere Personen zur Tatzeit am Tatort gewesen sein. Das Alibi einer anderen Person kann durch

falsche Zeugnisse aufgestellt worden sein. ((c) ist ein schwaches Argument). Es ist möglich, daß A sein Alibi verschweigt, weil durch den Nachweis, daß er sich zur Tatzeit anderswo aufhielt, eine andere Tat, die er tatsächlich beging, aufgedeckt würde. (Darum ist auch (d) ein schwaches Argument). Schließlich ist es möglich, daß der wirkliche Täter die Tatwaffe von der Tat aus der Wohnung von A entwendet und keine Spuren an der Waffe hinterlassen hat. Da die wesentlichen Argumente (c), (d), (f), jeweils andere Möglichkeiten nicht sicher ausschließen, verschafft dieser Beweis keine endgültige Gewißheit.

XL. Deuten

Deuten gehört wie Verallgemeinerung, Folgern, Spekulation und Beweisen zur Gruppe jener theoretischen Akte, die aufgrund eines Gegebenen auf etwas anderes nicht unmittelbar Gegebenes schließen. Allerdings erfolgt der "Schluß" hier nicht wie im Folgern durch logische Explikation des in Prämissen Eingeschlossenen, sondern indem Meinung, Bedeutung oder der Sinn von Gegebenem erfaßt werden, das Ausdruck eines meinungskundgebenden Bewußtseins ist oder wenigstens als solcher verstanden wird.

Deuten zählte bis zum Aufkommen der exakten Wissenschaften zu den am häufigsten gegangenen Denkwegen. In den mediterranen Kulturen blühte eine Reihe von heute kaum noch dem Namen nach bekannten "Wissenschaften", deren wesentliche Methode die Deutung war. Die weite Verbreitung dieser "Wissenschaften", der Mantiken, erklärt sich unter anderem daher, daß das vorwissenschaftliche Denken dazu neigte, natürliche Dinge und Vorgänge als Wirkungen denkender, zwecktätiger Wesen zu begreifen. So faßte man Gegebenes u. a. auch als von personalen Wesen gesetzte Zeichen und glaubte (ähnlich wie ein Interpret aus ei-

nem Text die Meinung des Verfassers) aus realen Dingen als Zeichen die Absicht und Meinung dieser personalen Wesen deuten zu können.

3

Wenn die Etrusker bei der Betrachtung der Leber von Opfertieren günstige oder ungünstige Vorzeichen ermittelten, verstanden sie reale Merkmale als sprechende bedeutungsvolle Zeichen und Aussagen über Zukünftiges. Es lag die Annahme zugrunde, daß das, was sich zeigt, nicht in erster Linie zu beschreiben und zu erklären, sondern als Ausdruck eines sprechenden, zeichensetzenden Willens zu verstehen ist. Dieses Motiv der Deutung findet sich z.B. bei Poseidonios, der die verschiedenen Varianten der Mantik in einem System darstellt und als Wege der Welterfahrung billigt, klar ausgesprochen. Die Vorsehung ist nach Poseidonios "von dauernder Fürsorge gerade für das Menschengeschlecht erfüllt, und zwar ... nicht nur für das Wohl der Gesamtheit, sondern auch für das Wohl des einzelnen. Da sie aber allmächtig und allwissend ist, gibt sie dem Menschen auch Vorzeichen von den künftigen Dingen" ¹⁾.

4

Zu den ältesten Formen der Deutung gehört die Traumdeutung. Die Bibel berichtet vom Pharao, dem träumte, daß er am Ufer des Niles stand und 7 fette Kühe aus dem Wasser steigen sah, die auf der Weide im Grase gingen, und daß er danach 7 dünne, sehr häßliche und mageren Kühe heraussteigen sah. Die 7 mageren Kühe fraßen die 7 schönen, fetten Kühe (1. Moses 41). Diesen Traum deutet Joseph: "Gott verkündigt Pharao, was er vorhat. 7 reiche Jahre werden kommen in ganz Ägyptenland und nach denselben werden 7 Jahre teure Zeit kommen" (1. Moses 41, 25-30).

Die Traumdeutung hat im Altertum diese weite Verbreitung, weil man

1) Capelle, Wilh.: Geschichte d. Philosophie. IV. Berlin: Göschen 1954. S. 111.

glaubte, daß der Traum Zeichen für etwas anderes sei und zwar Zeichen vor allem künftiger Ereignisse. Es werden zahllose Traumbücher geschrieben. Sie bieten "Tabellen, in denen für jedes Traumbild eine feste Deutung [des Zukünftigen] angegeben war, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, um was für eine Art Traum es sich handelte, und ohne darauf hinzuweisen, in welcher Form die äußeren Umstände des Träumers, seine Lebensgewohnheit und sein Charakter bei der Deutung in Anschlag gebracht werden müßten" ¹⁾.

5

Die wissenschaftliche Psychologie der Neuzeit bediente sich mehr und mehr empirischer Methoden zur Erforschung des Traumes, indem sie Ablattformen beschrieb, häufige Inhalte hervorhob und die Entstehung von Träumen ursächlich (aus Körpergefühlen entstanden, durch äußere Reize bedingt usw.) erklärte.

Trotzdem verschwand die alte Methode der Deutung nicht völlig. Sie erlebte eine erneute Wertschätzung vor allem in der Psychoanalyse, die im Traum einen Ausdruck, eine Art Sprache des Individuums zu erkennen glaubte, und nicht eine Folge von bedeutungslosen Bildern. Die Psychoanalyse erkannte nicht nur, daß es sich im Traum vielfach um Wünsche, ungestillte Triebregungen handelte. Die Deutung von Träumen erscheint dem Psychoanalytiker besonders deswegen notwendig, weil er annimmt, daß im Unterbewußtsein eine Traumzensur (erwirkt durch Enziehung, Verbote, Gewissensbildung) tätig ist, die die peinlichen Gehalte entstellt, verschiebt und symbolisch verdichtet. Traumbildern werden nun als Symbolen bestimmte, vom Unbewußten gemeinte Bedeutungen vor allem sexueller Art zugeordnet.

Die konkrete Deutung einzelner Träume verfährt nach dieser Theorie, indem sie solche Symbole auffindig macht und "Einfälle", die der erwachte Träumer bei den Details des Traumes vorbringt (Lebenslage des Träumers, vergangene Erlebnisse, Probleme) mit auswertet.

1) Volkmer, Alexander: Die Deutung deiner Träume. Frankfurt 1954. S. 17.

Der Psychoanalytiker deutet den "latenten" Sinn, den der Traum hat. Er "betrachtet dabei den Traum als eine Art Chiffreschrift, deren Urheber ein 'Unbewußtes', also eine relativ selbständige Schicht der Seele ist, die diesen latenten Sinn eigentlich 'meint'. Wer sich um ihn bemüht, treibt also eine Art 'Hermeneutik'" ¹⁾.

6

Den genannten Deutungen (Haruspizien, Traumdeutung) ist es eigentümlich, daß sie Nicht-Verbalem eine Bedeutung zuordnen, d.h. daß sie Nicht-Verbales als Zeichen, das eine persönliche Macht oder Quasi-Intelligenz zum Ausdruck seiner Meinung kundgibt, auffassen und konkret interpretieren, d.h. entziffern.

7

Einen legitimen Bereich fand das Deuten bei der Untersuchung von sprachlichen Texten. Textdeutungen basieren nicht auf der unhaltbaren Fassung von Gegenständen und Vorgängen als Zeichen (Meinungs- oder Absichtskundgabe) verborgener Mächte, sondern befassen sich mit Gegebenem, das tatsächlich als Zeichenfolge zu begreifen ist, weil es zur Darstellung von Meinungen realisiert wurde, und dem tatsächlich ein Denken vorausging. "Eine Tacitusstelle mag verstümmelt oder entstellt sein, sie hat doch einmal für den Römer, der sie schrieb, und den, der sie las, einen ... Sinn... gehabt. Die Hermeneutik hat die Aufgabe, die manchmal schwer, gelegentlich unlösbar sein kann, den Sinn festzustellen, den der Autor selbst meinte und wie er ihn meinte, gleichgültig, ob dessen Meinung nun objektiv haltbar ist, gleichgültig auch, ob er seiner eigenen, an anderen Stellen niedergelegten Überzeugung darin widerspricht, obwohl natürlich in solchem Falle die Kritik des Textes einzusetzen hat. Boeckh hat diesen Gedanken bereits klar ausgesprochen und entschieden den *sensus communis* als Maßstab historischer Auslegung abgelehnt, da uns absichtlicher und unabsicht-

1) Blumenfeld, W.: Verstehen und Deuten, in: Idealistische Philologie (= Jb. f. Philologie, Bd. 3), 1927/28, S. 99.

licher Unsinn in jeder Art Literatur, älterer und neuerer, begegne. Nicht einmal die Versöhnung aller Widersprüche dürfe der Ausleger versuchen, weil sie oft gewollt seien. Überhaupt dürfe er nicht über Wahr und Falsch zu Gericht sitzen, sondern habe nur festzustellen, was gemeint ist!"¹⁾

Textdeutungen richten sich auf Erfassung des vom Autor gemeinten Sinnes sprachlicher Gebilde. Sie setzen besonders an solchen Texten an, deren Weltbild und Denkweise uns ihres Alters wegen nicht mehr vertraut sind, an verstümmelten, unvollständigen Texten, in denen Wörter oder Sätze fehlen; an Texten, deren Autor das Gedachte ungenügend, sehr knapp; allgemein, vieldeutig, metaphorisch, in Gleichnissen oder symbolhaft oder in ungewohnten Worten, in einer eigenwilligen Sprache und Syntax, oder in einem Rätsel ausgedrückt hat. - Sie erfassen einen Aussagesinn, der den Wörtern, Sätzen und Abschnitten nicht unmittelbar zu entnehmen ist.

8

Die konkrete Deutung kann sich in verschiedenen theoretischen Elementaraktent vollziehen z.B. als Analogieschluß (eine in diesem konkreten Zusammenhang unverständliche Folge von Abkürzungen wird so verstanden, wie sie bei anderen Autoren in einem ähnlichen Zusammenhang verstanden werden mußte) oder als Rechnen (wenn einige Zeichen in einer Reihenfolge nicht zu verstehen sind).

9

Von der Deutung des Textes sind die empirischen Beschreibungen desselben zu unterscheiden. Wo die akrostichische Form eines Gedichts erfaßt wird, wo stilistische Charaktere entdeckt werden oder die Thematik des Textes referiert wird, rhetorische Figuren, logische Schritte analysiert oder Worthäufigkeiten gezählt und verglichen werden und dgl. mehr, kann von eigentlicher Deutung nicht die Rede sein. Auch eine

1) Blumenfeld 90.

Umschreibung des Textes mit anderen Worten, wenn sie nicht die Verdeutlichung einer schwer verständlichen Rede sein will, kann ebenso wenig Deutung heißen, wie seine geistesgeschichtliche Einordnung, wenn diese sich auf Vergleiche mit anderen Texten und die Feststellung von Übereinstimmungen und Unterschieden in Form und Gehalt, von Abhängigkeiten, Einflüssen usw. beschränkt. Allerdings enthalten gerade die geistesgeschichtlichen Darstellungen oft Deutungen, und zwar dann, wenn sie einen Sinn der Geschichte oder ein durch Vorsehung gelenktes Weltgeschehen voraussetzen, wenn sie Werke nicht nur als Ausdruck eines individuellen Geistes, sondern als vom objektivem Geist, Klassengeist oder Weltgeist gelenkt und berechnet begreifen (vgl. transgrediente Deutung, s. u.).

10

Die Natur des deutenden Denkens zeigt sich besonders klar, wenn dem natürlichen Gedankengang eines verständlichen Textes ein mystischer Sinn, der dem Verfasser fremd war, unterschoben wird. So ist die Schilderung der bräutlichen Liebe im Hohenlied als Verhältnis Christi zur Kirche gedeutet worden. – Da nach der Lehre von der Schriftinspiration der Geist Gottes durch den Schriftsteller spricht, ist es verständlich, daß einzelnen Aussagen der Schrift über die Bedeutung hinaus, die sie aus dem Gesamttext des einzelnen Schreibers besitzen, ein Sinn unterstellt wird, den Gott zum Ausdruck brachte. Solches Denken ist Deuten im eigentlichsten Sinne und unterscheidet sich von den Haruspizien nur dadurch, daß statt eines Tierkörpers das Schriftstück eines bestimmten Verfassers als deutbare Aussage eines höheren Geistes begriffen und konkret interpretiert wird.

11

Von den bisher analysierten Arten der Deutung läßt sich weniger hinsichtlich ihrer Form als wegen ihres spezifischen Gegenstandes die

Ausdrucksdeutung abheben. Sie ist nicht mit der empirischen Ausdrucksforschung zu verwechseln, die die Einzelmerkmale des Ausdrucks z. B. Schriftmerkmale, mimische Merkmale) unterscheidet, beschreibt, klassifiziert und, wo es möglich ist, physiologisch-anatomische Erklärungen einzelner Ausdrucksmerkmale zu geben sucht (z. B. der steifen Haltung, durch Verletzung bedingt). Ausdrucksdeutung im eigentlichen Sinne setzt erst dort ein, wo der Ausdruck als äußeres spontanes Zeichen eines innerseelischen Erlebens aufgefaßt wird, und dieses umgekehrt als Sinn des Ausdrucks. Wir erfahren, daß unseren Erlebnissen (der Ablehnung, des Zorns) bestimmte äußere Ausdruckserscheinungen korrespondieren und suchen anlässlich der Wahrnehmung fremden Ausdrucks mit ihm verknüpfte Erlebnisse, Vorstellungen, Absichten. Diese sind unserer Wahrnehmung nicht gegeben, sondern müssen hinzugedacht werden. Das geschieht in der Deutung. So wird beispielsweise der verpreßte Mund in der Theorie der Mimik als "Ablehnung des sprachlichen Kontaktnehmens mit der Umwelt ... und Entschlossenheit, in der ich handeln, aber nicht verhandeln will" gedeutet ¹⁾.

Deutung ist in solcher Ausdrucksdeutung im Grunde das Erfassen einer Absicht (Meinung) hinter Zeichen oder als Zeichen aufgefaßter Erscheinungen. Je weniger kritisch sie vorgeht, d. h. je weniger sie mögliche physiologisch-anatomische Ursachen des Ausdrucks berücksichtigt, desto eher läuft sie Gefahr, zu einer bloßen Zeichendeutung zu entarten, in der - wie in der Lektüre und Deutung eines sprachlichen Textes - mit Ausdruckserscheinungen als isolierten Zeichen eine feste Bedeutung verknüpft wird. Solch primitive Deutemethodik beherrschte die populäre Physiognomik, Graphologie und Chirologie.

12

Als besonderes Deutungsverfahren hat Blumenfeld die sog. transgrediente Deutung beschrieben, bei der es sich um "induzierten" Sinn handele. Er veranschaulicht sie durch folgendes Beispiel: "Wenn Groos

1) Ausdruckspsychologie. Bonn 1953. S. 43.

das Spiel des Kindes als Übung künftiger lebenswichtiger Fähigkeiten 'deutet', ... so ist davon dem Kinde nichts bewußt, das Kind 'meint' mit dem Spiel auch etwas ganz anderes (wenn es damit überhaupt etwas meint). Das Tun des Kindes wird aber 'verstanden' durch Einbeziehung in einen 'übergreifenden Sinnzusammenhang', der 'aus dem Wissen um überindividuelle, um geistige Zusammenhänge hinzugefügt' ist"¹⁾.

"Hier ist offenbar nicht die Rede von einer Meinung ... des Spieles, deren Sinn erfaßt werden soll. Und wenn sprachliche oder andere Äußerungen vorliegen, die als Ausdruck zu gelten haben, so wird ihr Sinn nicht unmittelbar hermeneutisch gedeutet, sondern es wird hinter ihnen ein Sinn gesucht, der dem Betreffenden völlig unzugänglich ist und nur für den von außen oder, wenn man lieber will, von oben her ihn und sein Verhalten Beurteilenden erkennbar wird. Dies ist aber ein induzierter Sinn. Das Wort 'Sinn' wird hier eigentlich auch in etwas anderer Bedeutung gebraucht, es enthält die teleologische Beziehung, heißt 'Wichtigkeit für etwas'... Während die Hermeneutik die Aufgabe hat, eine tatsächliche Meinung festzustellen, damit also einen Sachverhalt zu ergründen, der objektiv besteht oder bestanden hat, liegt es bei der transgredienten Deutung anders. Hier hängt der Sinn, der verstanden werden soll, nicht nur vom Tatsächlichen, sondern entscheidend von dem Gesichtspunkt ab, den der Deutende heranbringt"²⁾. Auf diese Art der Sinn-Deutung führe Karl Mannheim, im Gegensatz zu Max Weber und Ernst Troeltsch, die die Soziologie "vornehmlich als eine Erklärungswissenschaft" sehen, den größten Teil soziologischer Erklärungen zurück. Letztere seien nach Mannheim größtenteils nicht als Kausalerklärung aus Sinnfremdem aufzufassen. Das erläutere er durch folgende Analyse: "Mehring schreibt über Kant in seiner 'Deutschen Geschichte' (Berlin 1922, S. 81): 'Handele so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person jedes anderen jederzeit zugleich als Zweck, nie bloß als Mittel gebrauchst'. - Für den historischen

1) Blumenfeld 91

2) Blumenfeld 92 f.

Blick ergibt sich dieser Satz Kants sofort als der ideologische Ausdruck der ökonomischen Tatsache, daß die Bourgeoisie, um ein für ihre Zwecke taugliches Ausbeutungsobjekt zu erlangen, die Arbeiterklasse nicht bloß als Mittel gebrauchen, sondern auch als Zweck setzen, d. h. sie im Namen der Menschenfreiheit und Menschenwürde von den feudalen Fesseln der Erbuntertänigkeit und Leibeigenschaft befreien müßte. Anders hat es Kant auch gar nicht gemeint, denn er fordert volle Freiheit und Selbständigkeit nur für die Staatsbürger, aber nicht für die Staatsgenossen, zu denen er die ganze arbeitende Klasse rechnete ... - Es bleibe völlig dahingestellt, ob diese Deutung sachhaltig stimmt; für uns diene sie als typisches Deutungsschema der soziologischen Interpretation, und es läßt sich dann ganz klar zeigen, daß hier der immanente Sinn einer Aussage (die Kantische Freiheitskonzeption) soziologisch gedeutet wird, indem sie als Teil ('ideologischer Ausdruck') eines umfassenderen Sinnzusammenhanges (des auf einen, auf die Freiheit der Arbeit und auf Klassenherrschaft fundierten Kapitalismus) aufgefaßt ist.

Der Kantische Satz erhält hier einen neuen Sinn, indem seine Funktion für eine als Sinnzusammenhang erfaßte 'soziale Wirklichkeit' aufgewiesen wird. Dieses formale Schema ist aber bei den meisten kultursociologischen Feststellungen vorhanden, denn man kann sehr wohl das marxistische Element streichen und an Stelle des an der ökonomischen Problematik orientierten Gesellschaftsbegriffes eine andere Gesellschaftskonzeption setzen, oder im 'Unterbau' Rasse oder sonstige Faktoren stellen, sie werden für eine soziologische 'Erklärung' genauer: Deutung nur verwertbar werden können, wenn sie als Sinnzusammenhänge konzipiert werden" ¹⁾.

13.

In der umgangssprachlichen Ausdrucksweise bezeichnen wir einen weiteren Erfassungsmodus als Deuten, der in unseren Zusammenhang ge-

1) Mannheim, Karl: Wissenssoziologie, 1964, S. 396

hört. Wir "deuten" behauene Steine, die bei Grabungen gefunden werden, als Werkzeuge eines gleichzeitig gefundenen Frühmenschen, oder einen Oberschenkelknochen als den Knochen einer urtümlichen Pferdeart, eine Spur im Sande als Fährte eines Hundes oder Fuchses.

Im Unterschied zu den unter 3, 4, 5, 7, 10, 11, 12 beschriebenen Formen zielen diese Deutungen nicht auf von Menschen oder personalen Geisteswesen Gemeintes und ebensowenig auf einen Sinn im weitesten Sinne, sondern auf einen vergangenen Sachverhalt.

14

Deutungen setzen an Gegenständlichem ein, das der Wahrnehmung nur teilweise, stückhaft oder als Fragment gegeben ist. Sie zielen auf etwas, das sich in dem Gegebenen selbst nicht zeigt. Während die Wahrnehmung sonst dem ganzen Gegenstand gegenübersteht, oder verdeckte, verstellte Ansichten durch Untersuchung, Rückansichten durch Ortsveränderung vergegenwärtigen kann, steht der Deutende prinzipiell vor Teilgegenständen oder Teilsachverhalten. Der erdeutete Teil ist der Wahrnehmung prinzipiell nicht oder nicht unmittelbar zugänglich. So läßt sich die Bedeutung von Texten und Textteilen beim Lesen nicht unmittelbar wahrnehmen; so ist die Bedeutung der Träume in der alten Traumdeutung ein künftiges Geschehen; das seelische Erleben, das dem Ausdruck anderer entspricht, wird mir niemals unmittelbar gegeben sein; die Restteile des prähistorischen Fundes sind nicht vorhanden. Das Gesuchte wird aber auch durch die Deutung nicht selbst ansichtig.

Allen Formen der Deutung ist gemeinsam, daß sie das, was Anlaß zur Deutung gibt, als Teil eines Ganzzusammenhanges bestimmen, ob dieses Ganze nun die Einheit von Zeichenfolge und ihr inhaerenter gemeinter Bedeutung, oder ein übergreifender Sinnzusammenhang, oder die unzertrennbare Einheit seelischen Erlebens und seines körperlichen Ausdrucks, oder ein einfacher Gegenstand in seiner Unversehrtheit ist.